

6

ARMEERUNDSCHAU - SOLDATENMAGAZIN * 1,- M * 1981



Foto: Wolfgang Fröbus

Was ist Sache?

Was haben wir in der zugespitzten internationalen Lage dem aggressiven Kurs des Imperialismus entgegenzusetzen? Soldat Rainer Bothe

Sie haben recht, die internationale Lage ist ernst. Sehr ernst sogar. Schuld daran ist der Imperialismus. Seine aus Profitgier geborenen „Hochrüstungsinteressen und die damit verbundene Aggressivität bilden", wie es Erich Honecker vor dem X. Parteitag der SED begründete, „eine ungeheure Gefahr für die Zukunft der Menschheit".
Ist die Lage damit hoffnungslos?
Keineswegs.
Weder der XXVI. Parteitag der KPdSU noch unser X. Parteitag oder die XII. SED-Delegiertenkonferenz in der NVA haben den geringsten Zweifel daran gelassen: Der reale Sozialismus verfügt über alles Erforderliche, um auch unter den verschärften Klassenkampfbedingungen seinen Siegeszug fortzusetzen und den Imperialismus daran zu hindern, seine friedens- und fortschrittsfeindlichen Ziele zu erreichen.
Worauf gründet sich unsere Siegesgewißheit?
Das Rad der Geschichte dreht sich vorwärts. Unsere Epoche ist die des Übergangs vom Kapitalismus zum Sozialismus im Weltmaßstab. Längst hat die sozialistische Gesellschaftsordnung ihre historische Überlegenheit bewiesen und inzwischen auf vier Kontinenten Fuß gefaßt.
In der Weltpolitik wird der Einfluß des realen Sozialismus immer ausschlaggebender. Das Kräfteverhältnis auf unserem Planeten hat sich weiterhin zu seinen Gunsten verändert. Dies sowie das Erstarken der UdSSR und der gesamten sozialistischen Gemeinschaft beeinflussen maßgeblich die Grundtendenzen der internationalen Entwicklung.
Unbestreitbar ist die Lebenskraft des Sozialismus. Die DDR ist ein Beispiel dafür. Trotz wütender Attacken des Gegners stellte sie ihre „politische Stabilität unter Beweis, steigerte die wirtschaftliche Leistungskraft und erwies sich als ein Eckpfeiler des Friedens in Europa". Und es geht weiter voran auf dem bewährten Kurs der Hauptaufgabe in ihrer Einheit von Wirtschafts- und Sozialpolitik.
Das Friedensprogramm der UdSSR, an dem auch wir aktiv mitwirken, vereint heute die friedliebenden Kräfte der Welt und gibt dem Ringen um Sicherheit, Entspannung und friedliche Koexistenz Ziel und Inhalt. Millionen Menschen stehen im antiimperialistischen Friedenskampf, und dies in einer breiten Front wie nie zuvor.
Die sozialistische Außen- und Sicherheitspolitik gründet sich auf eine gewaltige ökonomische und wissenschaftlich-technische Basis. Zum Beispiel kamen 1979 bereits 33 % aller Maschinen der Welt aus den RGW-Ländern, desweiteren 30 % des gesamten Erdgases und 29 % allen Stahls. Von 1951 bis 1979 war das Wachstumstempo der RGW-Industrieproduktion dreimal höher als das der kapitalistischen Industrieländer. Mit Fug und Recht läßt sich also sagen, daß die sozialistischen Staaten – voran die UdSSR – fähig sind, in kürzester Zeit auch jegliche Arten von Bewaffnungen zu schaffen und in der nötigen Menge herzustellen, die gebraucht werden, um den Frieden zu sichern und in einem möglichen Krieg den Sieg zu erringen.
Auf der Seite des Friedens und des Fortschritts steht die Militärkoalition des Warschauer Vertrages. Jederzeit kampfkräftig und gefechtsbereit, verfügt sie sowohl über modernste Waffen und schlagkräftige Armeen als auch über ein gewaltiges geschlossenes Territorium.
Und schließlich liegen unversiegbare Quellen unserer militärischen Stärke in der Führung der sozialistischen Streitkräfte durch die marxistisch-leninistischen Parteien, in unserem engen Klassen- und Waffenbündnis sowie in der Einheit von Volk und Armee.
Das alles macht uns siegesgewiß.
In diesem Sinne nehmen wir auch die Herausforderungen der 80er Jahre an. Mit den Beschlüssen des X. Parteitages der SED haben wir dafür ein konkretes Arbeitsprogramm, in ihnen wird die klare und gesicherte Perspektive unserer gesellschaftlichen Entwicklung deutlich. Mit der Wahl der Kandidaten für die Volkskammer der DDR, die Bezirkstage und die Stadtverordnetenversammlung von Berlin geben wir am 14. Juni sowohl ihnen unsere Stimme als auch dieser Perspektive. Und sicher werden auch Sie dies mit militärischen Taten im sozialistischen Wettbewerb verbinden – „beseelt von dem festen Willen", wie es Verteidigungsminister Armeegeneral Heinz Hoffmann ausdrückte, „noch mehr zu tun, noch besser zu arbeiten, um die größeren Möglichkeiten zur Stärkung der DDR zu nutzen und unseren Klassenauftrag erfolgreich zu erfüllen".

Ihr Oberst

Karl Heinz Freitag

Chefredakteur

Vom gottesfürchtigen Rabbi Benisch ist die Rede. Und vom Satan. Wunderrabbis, Betrüger und falsche Propheten haben zeitweise die Oberhand. Das Laster hält Einzug in das jüdische Städtchen Goraj von 1648.

Der Roman

Satan in Goraj

– ein Sittenbild aus dem 17. Jahrhundert – war die erste größere Arbeit des Literaturnobelpreisträgers

Isaac Bashevis Singer

Erschienen in der „Spektrum"-Reihe bei

VOLK UND WELT



Wunderrabbis, Rock'n'Roll und Konzert

Auszug aus dem Brief des Soldaten A. an seine Brigade in Z., in dem er um ein neues Bandmaß bettelt: „Mein bisheriges hat dem Spieß zu gut gefallen. Es hing bei einem Appell völlig unmilitärisch aus meiner Uniformtasche. Nachdem mich der Kollege Spieß ca. dreimal darum gebeten hatte, konnte ich nicht umhin, ihm mein Bandmaß als kleine Aufmerksamkeit zu überreichen. Nun grüble ich, was der damit will? Die Zahl der vor ihm liegenden Tage ist doch vermutlich so groß, daß er eine Kabeltrommel mitschleppen müßte." Das „wandelnde Vorkommnis" Soldat A. weiß keine Antwort, hat auch noch andere „Probleme". Und der geistige Vater

Manfred Wolter

geht zur nächsten Story über. Allesamt nennt er sie derb-drollige bis larmoyante, also weinerliche, Geschichten und Meditationen. Für die Titelerzählung

Polterabend in Kuhfelde

scheint das besonders zutreffend zu sein. Der

Eulenspiegel Verlag

ist auch verantwortlich für die Illustrationen von Klaus Vonderwerth, von denen ein paar Kostproben über die Seiten verstreut sind.

Auswahl 80

heißt ein schmaler Band, der junge Lyrik von neuen Autoren, insgesamt 32, und ein sehr schönes Vorwort von Paul Wiens enthält, erschienen im

VERLAG NEUES LEBEN

In sehr verschiedenen poetischen Auffassungen nehmen die jungen Dichter Stellung zu allen denkbaren Themen, wie z. B. zur Emanzipation, zur Musik, zu Reiseerinnerungen, zu politischen Ereignissen, zum Krieg und natürlich zur Liebe, wie in folgender Kostprobe von Matthias Biskupek, überschrieben „Kurzgefaßter Bettbericht"

Wir sind gefallen übers Tanzbein.
Trugen unsre einigen Hände
Ins kühle Bett. Angstvoll hats gezittert.
Morgens sahn wir Falten,
Bös, im Laken. Fast
Hätten wir uns da mit uns befaßt.

Mit dieser Empfehlung unseren Glückwunsch zum 25. Geburtstag des Verlages Neues Leben.

Poel, Rügen, Hiddensee – eine literarische, sehr empfindsame Entdeckungsreise entlang der Ostseeküste zwischen Wismarer Bucht und Strelasund. Überall hier war

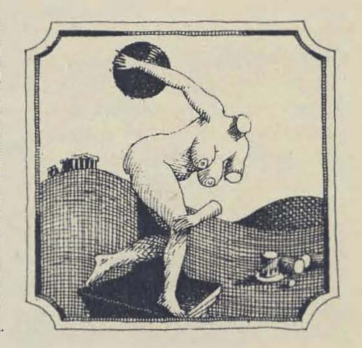
Fritz Rudolf Fries

auf der Suche. Was er fand, waren nicht im üblichen Sinne

Seestücke

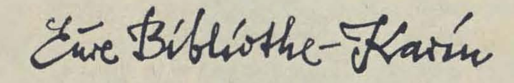
Es sind viele kleine Erlebnisse, Eindrücke, historische und gegenwärtige Begegnungen mit Land und Leuten. Für die einfühlsamen Illustrationen sorgte Dieter Goltzsche.

HINSTORFF



. . . und einiges mehr steht auf meinem Juni-Programm, mit einem Sternchen versehen. Jenes soll mich erinnern, diese gedruckten und gepreßten Produkte ganz besonders Eurer Lese- bzw. Hörgunst anzubieten – was hiermit geschehen sei. Na, dann laßt's Euch gefallen.

Alles Gute und tschüß



Tschingis Aitmatow
Timur Pulatow
Noris Simaschko
Timur Sulfikow
Oralchan Bökejew

zeigen mit Novellen, die erstmals für die DDR in

Erlesenes

VERLAG
VOLK UND WELT

erschienen, die Vielgestaltigkeit der Literaturen in Mittelasien. Die Hoffnungen und Träume des elfjährigen Kirisk, die detaillierte Beschreibung einer Wüste, eine Interpretation des Mamlukensultans Baibars, Nasreddins erste Liebe, die Übergangsphase vom Nomadisieren zum kollektiven sozialistischen Arbeiten in Kasachstan in der Erinnerung eines Alten – all das wird dem Leser, teilweise mit ungewöhnlichen Mitteln, geboten.



PS:
Rock-Musik

heißt ein winziges Buch, das, nach eigener Aussage, dem Leser mit Fakten, Argumenten und kulturpolitischer Einordnung in der Diskussion über Rock-Musik helfen will.

Stefan Lasch

erörtert Stile wie Blues, Schlager, Rock'n'Roll, Swing, Soul, Folk-Musik und Skiffle, untersucht Texte, hat einige Gruppen im Foto darstellen lassen und gibt ausführliche Plattenempfehlungen, die einen gewissen Überblick über Quellen, Spielarten und Instrumentarien bieten.

VERLAG
TRIBÜNE

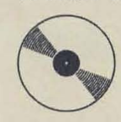


Kein angehender Solist, der es nicht studiert hätte: Das einzige vollständige Violinkonzert von

Ludwig van Beethoven
Konzert D-dur op. 61
für Violine und Orchester

In einer sehr seltenen Melodija/Eterna-Aufnahme (827355) musizieren

Violinsolist: Igor Oistrach
Dirigent: David Oistrach
Wiener Symphoniker



Festliche Bläsermusik

des 17. Jahrhunderts, unter anderen von Schmelzer, Kerzinger, Biber, Telemann präsentieren die

Blechbläservereinigung Ludwig Güttler

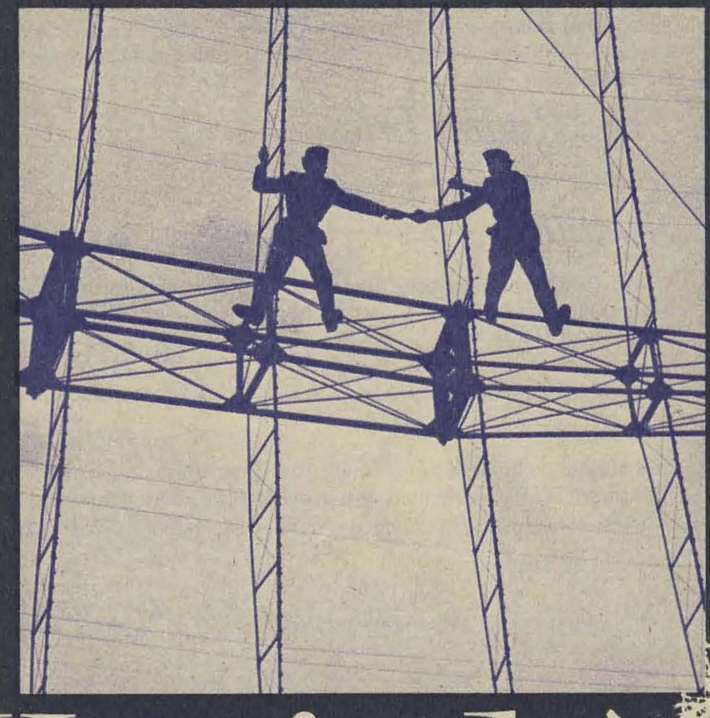
und das

Kammerorchester Berlin

unter

Hartmut Haenchen

Wer sind sie, von denen konzentrierte geistige Arbeit und politisches Denken verlangt wird? Wer sind sie, die den Luftraum unserer Republik in einem bestimmten Abschnitt überwachen? Wer sind sie, die berechnen, kontrollieren, regeln, entstören, bewerten, verarbeiten unter hoher psychischer Belastung? Wer sind sie, die täglich mit Millionenwerten umgehen, vergegenständlicht in moderner Funkmeßtechnik? Wer sind sie, die als beste Besatzung ausgezeichnet werden konnten und zuverlässig im Diensthabenden System (DHS) arbeiten – sich im sozialistischen Wettbewerb „Kampfposition X. Parteitag" an den Beschlüssen dieses bedeutenden Ereignisses orientierend?



Wer sind sie?

Die militärischen Umstände geboten ihnen, ein Kollektiv zu werden, verlangten, daß sie schnell zu Spezialisten wurden. Spezialisten für zuverlässige sowjetische Kampftechnik. Ultrahochfrequente elektromagnetische Wellen sendet ihre Station in Impulsen, gebündelt und gerichtet. Treffen diese auf Festkörper, werden sie reflektiert und wieder empfangen. Die Funkorter schalten den Funkmeß-Gerätekomplex ein und erhalten eine Teilübersicht, was in der Luft umherfliegt. Das ist der sachliche Hergang, der nichts darüber aussagt, daß die Männer, die diese Technik bedienen, stundenlang unter extrem einseitiger Belastung Reaktionsfähigkeit und Präzision aufbringen müssen.

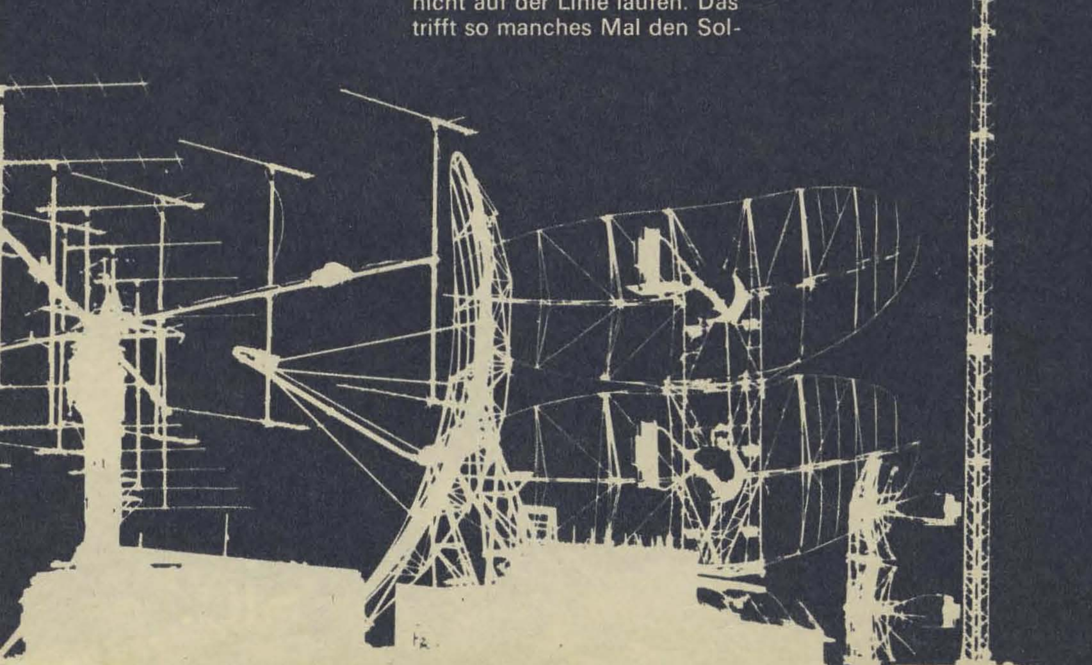
Die meisten von ihnen haben begriffen, warum sie ihren Kopf anstrengen und körperliche Kräfte einsetzen müssen. Sind sie deshalb ohne Fehl und Tadel? Es sind Menschen mit Stärken und Schwächen, deren Handeln beeinflußbar ist...

Gefreiter Wagner ist schon 26, verheiratet und hat zwei Kinder. Er wohnt in Rostock. An jenem Tag, als der Gefreite auf dem Sichtschirm NATO-Flugzeuge nahe seiner Heimatstadt entdeckte, war sein Zorn groß. Von „Verfliegen" konnte da nicht mehr die Rede sein. Dieser Tag hat den Gefreiten sehr nachdenklich gemacht. Ihm wurde bewußt, wie wichtig seine Aufgabe hier ist. Auch von seinem Können als Funkorter wird es abhängen, wie stabil der Frieden ist. Dieses versucht er auch anderen Genossen klar zu machen und scheut sich vor keiner Diskussion. Und daß er meint, was er sagt, ist an seinen Soldatenauszeichnungen zu messen. Er erreichte alle fünf.

Udo Wagner ist Tischler, einer, der noch Einzelstücke mit handwerklichem Geschick fertigt. Als er Funkorter wurde, mußte er sich nicht erst an Disziplin gewöhnen. Er brachte sie aus seinem Betrieb mit. Außerdem noch Werkzeuge und Holzabfälle. Bald schon bastelten einige Genossen unter seiner Anleitung Hampelmänner und Flachfiguren für die eigenen und andere Kinder. Ausgleich zum Gefechtsdienst. Genosse Wagner ist ehrlich und kritisch. Er hat keine Angst, seinen Mitstreitern die Meinung zu sagen, wenn sie nicht auf der Linie laufen. Das trifft so manches Mal den Soldaten Wunderlich, wenn er sich in der militärischen Disziplin gehen läßt. Da kann es ein Wagnersches Donnerwetter geben. Leider hat Wagner ein Vorurteil gegen Berliner. „Sie haben meist eine große Klappe, hinter der nichts steckt." Soldat Wunderlich ist Berliner. Dazu noch einer, der von sich eingenommen ist. Völlig ohne Grund, denn zweimal setzte er zur Prüfung für



Für hohe Gefechtsbereitschaft!
Alles zum Wohle des Volkes!



das Klassifizierungsabzeichen an und schaffte es nicht. Ob Genosse Wunderlich genügend von seinem Stationsleiter Oberleutnant Irmler gefordert wurde? Schließlich kommt Wunderlich aus einer Jugendbrigade, leistete dort keine schlechte Arbeit. Wissen die anderen Genossen von den familiären Sorgen, die er mit sich herumträgt? Vielleicht braucht er ihren Rat in seinen verkorksten Familienangelegenheiten, denn diese sind eindeutig ein Hemmschuh für seine Leistungsfähigkeit.

Auch Soldat Riesler, E-Mechaniker, ist ein Arbeiterjunge. Er kommt aus dem Schwermaschinenbau „Heinrich Rau" Wildau. Genosse Riesler ist ziemlich verschlossen und tut meist nur das, was ihm konkret aufgetragen wird. Und doch reagierte er in einer Notsituation selbständig, umsichtig und richtig. Die Stromversorgung vom Netz fiel aus. Gefahr für den Gefechtsdienst. Im allgemeinen ist das kein Problem für erfahrene E-Mechaniker. Genosse Riesler machte gerade seine ersten noch unsicheren Schritte auf diesem Gebiet.

Die Station besitzt eine eigene Stromversorgung mit Aggregaten, ein kleines Kraftwerk sozusagen. Mit einem respektablen Steuerpult, auf dem man sich gut auskennen muß. Dies war nun von ihm zu beweisen. „Mir war vielleicht mulmig, als der Saft wegblieb. Mit zittrigen Händen bediente ich in der Reihenfolge die Schalter, und das in der Normzeit. Mensch, war ich froh."

Für Riesler war dies ein Erfolgserlebnis. Eines, wo er spürte: ich werde gebraucht. Ob diese gute Leistung nicht zu selbstverständlich von allen anderen hingenommen wurde? Hätte man nicht sein Gefühl des Erfolgs am Glühen halten müssen? Rieslers Anstrengungen sind durchschnittlich. Dazu trägt sicher auch sein widersprüchliches Verhalten bei. Er sitzt oft neben den Funkortern am Sichtschirm. Dabei sah er schon häufig, wie NATO-Flugzeuge in gefährliche Nähe unseres Landes kamen. Deshalb versteht der 23jährige Industrieschmied zwar, daß Entspannung und Frieden mehr denn je militärisch gesichert sein müssen. Und doch schlägt dieses Wissen bei ihm nicht in größere Tatkraft um. Er tritt auf der Stelle, möchte, daß andere die Kastanien aus dem Feuer holen. Riesler glaubt sich auch zu unrecht behandelt, wenn er andere notwendige Arbeiten im Soldatenalltag verrichten muß. Techniker Fähnrich Vollmerding und auch Oberleutnant Irmler haben manche Aussprache mit ihm geführt. Das alles hatte nur wenig Erfolg. In einer FDJ-Versammlung soll darüber noch gesprochen werden.

Rieslers Verhalten wurmt auch den Gefreiten Prätzel sehr. „Riesler ist oft egoistisch und stur." Wie ändert man sein Verhalten? Eine FDJ-Versammlung wird ihn auch nicht grundlegend umkrempeln. Vielleicht schafft es der lebenserfahrene Werner Prätzel, Rieslers Gangart etwas zu beschleunigen?

Der Gefreite Prätzel kam mit unguten Vorzeichen ins Kollektiv. Noch bevor Prätzel seinen Soldatenspind einräumte, blickte Oberleutnant Irmler mit gerunzelter Stirn auf dessen Personalunterlagen. In einer Beurteilung war von übermäßigem Alkoholgenuß die Rede. Außerdem ging daraus hervor, daß Genosse Prätzel nur den Abschluß der siebenten Klasse erreicht hatte und von Beruf Straßenbauer ist. Nun sollte er E-Mechaniker werden. Kaum vorstellbar! Aber wer kann sich schon die Menschen, mit denen er zusammenarbeiten muß, aussuchen?

Doch bald entstand für den Stationsleiter ein ganz anderes Bild von diesem Werner Prätzel. Er wies nach, was man mit Fleiß und gutem Willen alles erreichen kann. Hatte auch den Mut, sich gegen die dienstälteren Soldaten Zieba und Malarzcuk durchzusetzen; sie sind bereits in die Reserve versetzt. Kaum jemand im Kollektiv hat die beiden in guter Erinnerung. Mehrfach verursachten sie Vorkommnisse und spielten sich bei jeder Gelegenheit als die Größten auf. Davon ließ sich Genosse Prätzel überhaupt nicht beeindrucken. Ruhig, aber bestimmt machte er ihnen klar, daß man Anerkennung nicht mit Großmäuligkeit erwirbt, sondern durch Leistung. Und Werner Prätzel machte es vor. In der kleinen Funktion als Stubenältester genauso wie im Gefechtsdienst und in der Ausbildung. Die DHS-Zulassung schaffte er vorfristig auf Anhieb. Aber nur, weil Werner Prätzel ständig über Büchern hockte und vieles nachholen wollte, was andere schon als Voraussetzungen mitbrachten. Um so höher sind seine Wettbewerbsergebnisse zu werten.



Wer sind sie?

Dazu gehören unter anderem die Klassifizierungsabzeichen der Stufen III und II. Zweimal konnte er bereits als Bester ausgezeichnet werden. Respekt und Achtung zollt man ihm noch aus einem anderen Grund. Seine Gesundheit ist nicht die beste. Mit einem Attest wurde daraufhin bescheinigt, daß Genosse Prätzel von der Schutzausbildung und einigen MKE-Normen befreit ist. Aber Werner Prätzel bestimmt selbst, was er noch schaffen kann und was nicht. Durch emsiges Training erfüllte er die Norm für das Anlegen der Schutzausrüstung. „Sollte ich die mal brauchen, dann muß ich damit umgehen können. Ein Attest schützt mich schließlich nicht vor chemischen Kampfstoffen. So einfach ist das."

Gefreiter Prätzel ist sehr genau in seiner Arbeit, auch in anderen Dingen seines Lebens. Romane liest er nicht. Er studiert sie. Großen Eindruck hinterließen bei ihm die Bücher „Der letzte Sommer" von K. Simonow und „Der stille Don" von M. Scholochow. Genossen wie Werner Prätzel finden sich überall zurecht, wo Nützliches getan werden muß. Deshalb machte sich auch sein Maschinenmeister den weiten Weg in die Dienststelle, um die Glückwünsche aller Kollegen zum Tag der NVA zu überbringen. Dies und anderes trägt dazu bei, daß Genosse Prätzel gern in sein Arbeitskollektiv zurückkehren will. Dort wurde aus ihm, was er heute ist: An jedem Platz ein vorbildlicher Arbeiter.

Die innere Ruhe, die von Werner Prätzel ausgeht, fehlt dem Soldaten Gerlach öftermal. Wenn seine Ines nicht regelmäßig schreibt, entstehen meist Unregelmäßigkeiten in seinem Gefechtsdienst und in seinen Ausbildungsergebnissen. Das ist kein geringer Störfaktor. Der pfiffige Berliner hat Potenzen. Sehr schnell erfüllte er die Normen fürs Funkorten. Wenn er nur wollte, könnte er mit beständigen Bestleistungen glänzen. Oberleutnant Irmler hatte schon mal die Idee, der Ines einen Brief zu schreiben, damit sie ein wenig Einfluß auf Gerlach nimmt. Aber das verwarf er dann doch wieder, weil die Wirkung sehr ungewiß ist. Genosse Gerlach muß mehr gefordert werden. Dabei könnte Soldat Utech helfen. Jürgen Utech und Christian Gerlach wohnen in Berlin in der gleichen Straße. Und Jürgen kennt Christians Probleme von zu Hause her, urteilt gerecht und weiß Rat. Überhaupt ist Genosse Utech ein Durchreißer im Kollektiv. Von Anfang an ist er als ausgezeichneter Funkorter bekannt. Auch als Agitator wurde er eingesetzt. Diese Aufgabe nimmt Jürgen Utech sehr ernst, findet gute Argumente im politischen Streitgespräch. Wenn es in der Besatzung stetig voran ging, dann ist es zum großen Teil ihm zu danken. Mit seinem Vorbild zieht er andere mit. Nichts geht von heute auf morgen, schon gar nicht in der Erziehung von Menschen. Dabei darf man vor allem nicht die Geduld verlieren. Es ist doch auch schon ein Fortschritt, wenn sich Soldat Pannewitz am Genossen Utech orientiert. Pannewitz schlägt manches Mal in der militärischen Disziplin über die Stränge. Er reagiert bei Zurechtweisungen beleidigt. Auch Genosse Pannewitz hatte Sorgen mit seinem Mädchen. Das belastete ihn nicht wenig. Und er hat auch noch nicht so recht die politische Seite seines Soldatseins begriffen. Die meisten dienstlichen Pflichten erfüllt er nur, wenn Druck dahinter steht. Das erschwert vieles. Soldat Pannewitz beherrscht ebenfalls das Funkorten. Aber keiner kann es mit höchstem Ergebnis, wenn er nicht den Zweck hoher Forderungen versteht. Gut ist, daß er sich keinem offenen Gespräch entzieht. Dies sollte Oberleutnant Irmler öfter mit ihm führen. Dann hätte er vielleicht auch erfahren, daß Genosse Pannewitz mit Angst vor dem Unbekannten in die Truppe kam. Er hatte schlichtweg Bammel davor. Daraus leiten sich bestimmt viele seiner Unsicherheiten und manches Fehlverhalten ab.

Wenn Soldat Brandt, ein Fischer aus Baabe, auch zu den besten im Kollektiv gehört, dann liegt das nicht daran, daß ihm das Funkorten Spaß macht. Er tut, was notwendig ist, und das macht er gut. Arbeit ist für ihn eine Sache der Ehre. So wurde er erzogen, so hält er es in der Fischereigenossenschaft und so hält er es in der Funktechnischen Kompanie. Reife und Selbstbewußtsein machten Roberto Brandt zum Vertrauten vieler Genossen in der Besatzung, obwohl er noch zu den Neuen gehört.

Im großen und ganzen ist dies ein gutes Kollektiv, was ja auch mit dem Bestentitel anerkannt wurde. Und man könnte auch mit den Leistungen Wunderlichs, Gerlachs, Rieslers und Pannewitz' zufrieden sein. Doch das will Oberleutnant Irmler nicht. Diese Vier können mehr geben. Beständig hohe Leistungen sind nötig – so wie es der X. Parteitag der SED hat begründet. Sie sind ein Lebensgesetz der Soldaten. Mittelmaß bedeutet tödliche Gefahr. Diesen Zusammenhang müssen sie begreifen. Das sind Reserven, jetzt und für künftigen „Nachwuchs" in der Besatzung.

Oberstleutnant
Wolfgang Matthées

Fotografik: Uhlenhut
Foto: Willmann



Größte Angriffsbasis der USA in Asien

Führende Politiker der USA haben vor Jahren die Verbindungen zu Japan als „Grundstein unserer Politik in Asien" bezeichnet. Bereits im sogenannten Sicherheitsvertrag, den die ehemalige Besatzungsmacht USA im September 1951 mit Japan abschloß, spielten eine wesentliche Rolle Festlegungen darüber, daß Japan Stützpunkte und Gebiete für die US-Streitkräfte zur Verfügung stellt. Heute haben die USA auf japanischem Territorium mehr als 100 Militärbasen eingerichtet. Sie werden von der BRD-Presse als „der wichtigste Teil des amerikanischen Basissystems westlich von Hawaii" bezeichnet. Ohne die Kette amerikanischer See- und Luftstützpunkte in Japan wäre „der Aufmarsch der verstärkten pazifischen Flotte im Indischen Ozean erheblich schwieriger". Angesichts der unmittelbaren Nähe dieses Inselstaates zum sowjetischen Festland kann, wie es beispielsweise in der „Europäischen Wehrkunde" hieß, „Japan immer die Basis eines Angriffs auf das Festland sein". Vor allem die Insel Okinawa soll mit ihren 55 amerikanischen Stützpunkten den „Schnellen Eingreifkräften" der USA als eine der wichtigsten vorgeschobenen Basen dienen. (Foto: Angehörige des auf Okinawa stationierten US-Marinekorps bei einem Landungsmanöver im Gebiet der „Blauen Küste") Nachdem die USA seit längerem darauf drängen, daß Japan seine Militärausgaben über die von der Regierung festgesetzte Grenze von weniger als einem Prozent des Bruttosozialprodukts erhöht, zielen neuerliche Bestrebungen auf eine Modifizierung des „Sicherheitsvertrages". Danach soll Japan Munitions- und Waffendepots für die US-Streitkräfte auf seinem Territorium anlegen und die USA künftig auch außerhalb seines Hoheitsgebietes stärker militärisch unterstützen. Dementsprechend wird bei der Ausbildung der Streitkräfte die Zusammenarbeit zielgerichtet verstärkt. Sie reicht von gemeinsamen Manövern über die Ausbildung japanischer Einheiten auf amerikanischen Übungsplätzen bis zur Kommandierung japanischer Militärs an Bildungseinrichtungen in den USA. Fotos: ZB

Ein Drittel aller Ausgaben des Militärhaushaltes der USA sind 1981/82 für die Beschaffung neuer Waffensysteme vorgesehen. Dieser Anteil betrug in der Vorlage, die Präsident Carter kurz vor der Amtsübergabe an Reagan im Kongreß eingebracht hatte, nur ein Prozent.

Als unannehmbar bezeichnete Richard Allen, der sogenannte Sicherheitsberater des USA-Präsidenten, das von der Sowjetunion vorgeschlagene Moratorium über die Stationierung neuer Mittelstreckenraketen in Europa. Er betonte, daß Washington „in der Frage der Waffen-Modernisierung der NATO nicht mit sich handeln lassen werde". Allen erklärte: „Wir werden verhandeln, aber wir werden verhandeln, während wir modernisieren."

„Absolute Priorität" hat einer Erklärung von Bundeswehrminister Apel zufolge das Programm der BRD zur Unterstützung für die US-Streitkräfte – Host Nation Support (HNS) genannt. Es sieht u. a. vor, für drei zusätzlicheinzufliegende US-Kampfdivisionen der Landstreitkräfte in der BRD Depots zur Einlagerung schwerer Waffen und Geräte sowie Wartungspersonal und auch Transport- und Instandsetzungskapazitäten bereitzustellen. Für die Wartung von Waffen und Technik in den Depots will Bonn rund 2000 Mann aufbieten. Im Rahmen des sogenannten Wartime Host Nation Support – im Kriegsfall also – will die BRD den USA 100000 Reservisten sowie ziviles Personal anbieten. Die Stärke der Bundeswehr würde damit bei einer Mobilmachung nicht auf 1,2 Millionen sondern auf 1,3 Millionen Mann ansteigen.

Waffen liefern will, wie die BRD-Zeitung „Die Welt" berichtete, die USA-Regierung des Präsidenten Reagan „an die pro-westlichen Guerrilla-Armeen Unita und FNLA in Angola". Der Chef der konterrevolutionären UNITA-Bande, Jonathan Savimbi, spekuliert dem Bericht zufolge vor allem auf „panzerbrechende Waffen, Flugabwehrraketen, Feldhaubitzen, leichte Aufklärungspanzer". Die Lieferungen sollten sich seiner Meinung nach auf etwa 100 Millionen Dollar belaufen.

Die Militärhilfe für die NATO-Partner Türkei und Griechenland wollen die USA weiter verstärken. Dem amerikanischen Kongreß liegt

für das Haushaltsjahr 1982 ein Antrag vor, der für Ankara einen Kredit in Höhe von umgerechnet 820 Millionen DM (bisher 520 Millionen) und für Athen 540 Millionen DM Militärhilfe (bisher 320 Millionen) vorsieht. Für Spanien ist eine Militärhilfe von 320 und für Portugal von 130 Millionen DM geplant.

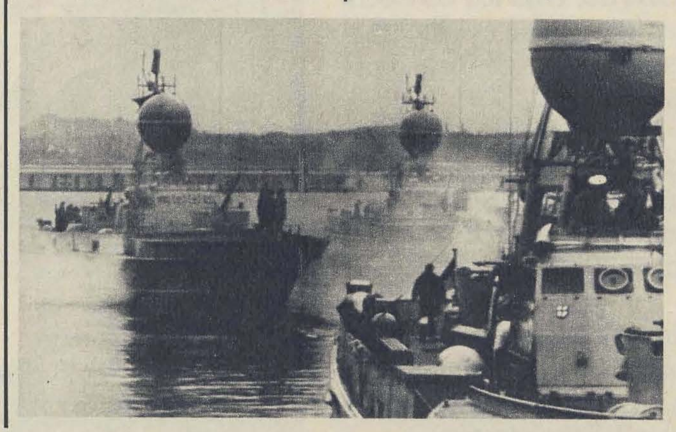
Frankreich hat eine neue Nuklearrakete mit einem Mehrfachsprengkopf erfolgreich erprobt. Die M 4 kann sechs Sprengköpfe mit insgesamt 150 Kilotonnen Sprengkraft transportieren. Die Reichweite beträgt nach Angaben der BRD-Presse mindestens 4000 Kilometer. Mit der elf Meter langen Rakete, die ein Gewicht von 36 Tonnen hat, soll 1985 das atomgetriebene U-Boot „L'Inflexible" ausgerüstet werden.

Seit dem 1967 eingeleiteten „Schwenk der NATO von der Strategie der massiven Vergeltung, in der allein die atomare Kampfkraft der USA den Ausschlag gab, zur neuen Strategie der flexiblen Reaktion" hat die Bundeswehr laut BRD-Zeitung „Die Welt" bis heute die Zahl ihrer Soldaten um 30000 Mann erhöht. Die Zahl ihrer Kampfpanzer stieg in den vergangenen vierzehn Jahren von 3000 auf 5000, die ihrer Brigaden von 33 auf 38, davon 36 beim Feldheer und zwei im Territorialheer.

Gewürdigt hat der NATO-Oberbefehlshaber für Europa, US-General Bernard W. Rogers, die „militärischen Leistungen" Frankreichs, das sich „1966 unter de Gaulle aus dem internationalen Militärsystem zurückgezogen hatte, jedoch Mitglied der Allianz blieb". Rogers betonte: „Die französischen Bemühungen sind beispielhaft und tragen beträchtlich zur Verstärkung der NATO bei." Er sei fest davon überzeugt, daß Frankreichs Streitkräfte „im Falle einer Konfrontation mit der Sowjetunion" sofort wieder „ein fester Bestandteil der NATO" würden und das französische Kriegspotential dem NATO-Oberbefehl zur Verfügung gestellt werde.

Vom Stapel gelaufen ist das elfte nukleargetriebene Angriffs-U-Boot der USA auf der Werft in Groton (Bundesstaat Connecticut). Das mit Raketenabschußrampen ausgerüstete Schiff wurde auf den Namen „Bremerton" getauft. Nach Ansicht politischer Beobachter erfolgt die rasche Zuführung dieser U-Boote in die Bewaffnung der US-Streitkräfte im Zuge der neuen Seekriegsstrategie. Deren Ziel bestehe darin, die Militärpräsenz der USA in verschiedenen Regionen der Erde auszubauen und die US-Streitkräfte auf umfassende Angriffsoperationen vorzubereiten.

Dreiwöchige Manöver veranstaltete die BRD-Kriegsmarine im März in der Nord- und der Ostsee. Nach Mitteilung des Flottenkommandos in Glücksburg nahmen an der ersten diesjährigen Übung des Ständigen Einsatzverbandes Flotte (SEF) mehr als 50 Schiffe und Boote sowie 2500 Marineangehörige teil. Die Manöver dienten der gemeinsamen Ausbildung gemischter Verbände von See- und Seeluftstreitkräften. Während der Manöverpausen besuchten die BRD-Kriegsschiffe Häfen in Norwegen und Dänemark.
(Foto: Auslaufen des 7. Schnellboot-Geschwaders aus Kiel)





In einem Satz

Das Budget für die amerikanischen Diversionssender „Free Europe" und „Radio Liberty" ist von 80 Millionen Dollar im Jahre 1980 auf 100 Millionen für 1981 erhöht worden, um „die Sendetätigkeit in die Sowjetunion und die anderen sozialistischen Länder weiter ausdehnen zu können".

An drei Staaten in der Golfregion sollen aus der BRD Kriegsschiffe geliefert werden, hat ein Sprecher der Bremer Luerssen-Werft gegenüber der BRD-Zeitung „Westfälische Rundschau" bestätigt.

Gestartet haben die USA im März einen Spionagesatelliten – laut „Süddeutsche Zeitung" handelt es sich „um den bisher größten militärischen Raumflugkörper, der von Cap Canaveral in eine Umlaufbahn gebracht wurde" –, um ihn in eine feste Position über Indien zu bringen.

Um das Vierfache hat Israel in den vergangenen fünf Jahren seine Waffenexporte erhöht.

Nicht als „blockfrei" könne einer Äußerung des spanischen Außenministers Perez Llorca zufolge die Politik seines Landes bezeichnet werden.

Für den Einsatz in der Golfregion stehen 4000 britische Soldaten bereit, erklärte Großbritanniens Kriegsminister John Nott.

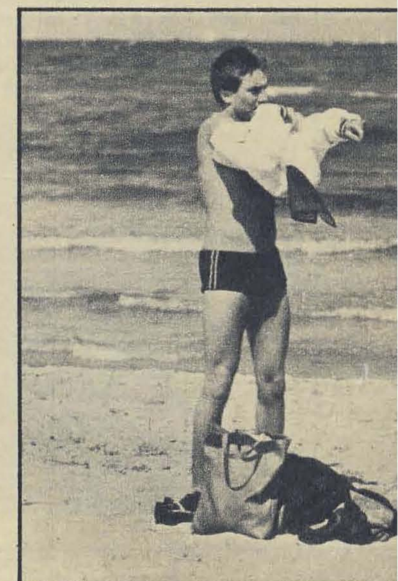
Ausgebildet wird beim US-Marinekorps eine erste Gruppe weiblicher Rekruten unter anderem im Anlanden mit Hubschraubern und im Minenlegen.

Immerhin drei Tage

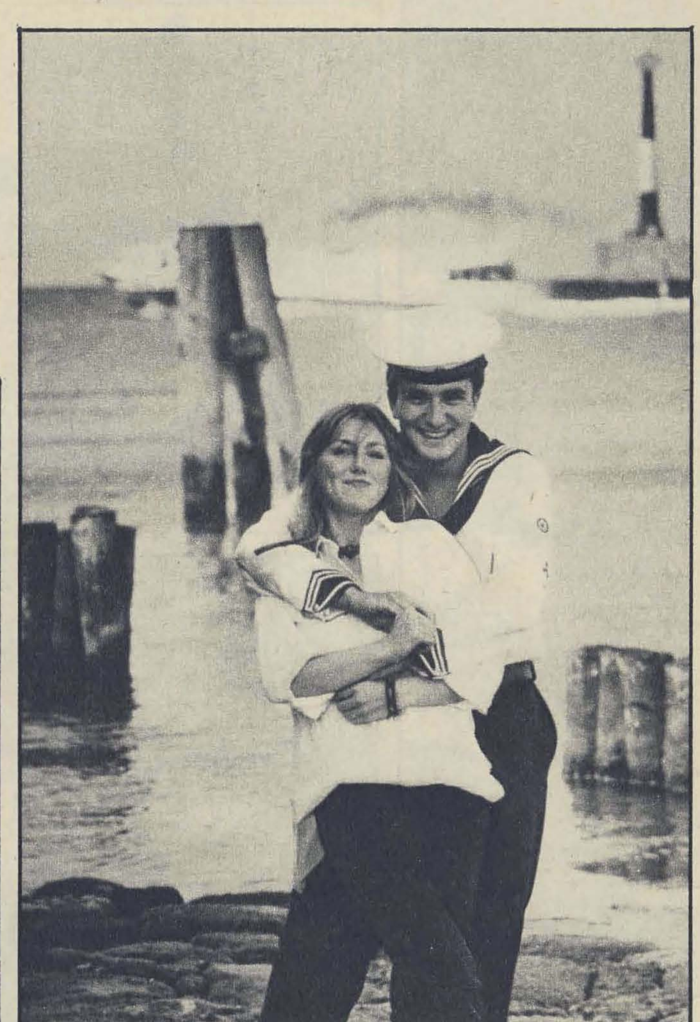
Der Zufall hat es mit uns gut gemeint:
Ein Stückchen Strand. Und du. Und ich daneben.
Kein Wunsch bleibt unerfüllt, so daß es scheint,
als hätte sich das ganze süße Leben
uns ohne jeden Vorbehalt ergeben.

Drei Tage Federball und Fröhlichkeit
in kleinen Ferien ohne große Worte;
und gönnerhaft verschenkt die liebe Zeit
von ihren Stunden nur die schönste Sorte.

Das Meer ist bis ganz hinten glatt und brav,
die Sonne tut in Redlichkeit das ihre.
Du siehst so schüchtern aus im Mittagsschlaf,
daß ich mich jeden zweiten Blicks geniere.











Und über Sonnenauf- und -untergang
verbindet sich der Tage bunter Reigen;
ich höre gerne deiner Stimme Klang,
doch finde ichs auch schön, mit dir zu schweigen.

Dann kommt der dritte und der letzte Tag.
Ein bißchen Trübsinn läßt sich nicht vermeiden.
Doch was in Zukunft wohl so werden mag,
fragt netterweise keiner von uns beiden.

Denn weil wir beide, du und ich, mein Kind,
in derlei ziemlich komplizierten Fragen
gescheiter als die meisten Leute sind,
bleibt uns nach diesen drei erfüllten Tagen
nur eins zu tun: uns Lebewohl zu sagen.

Rudi Strahl



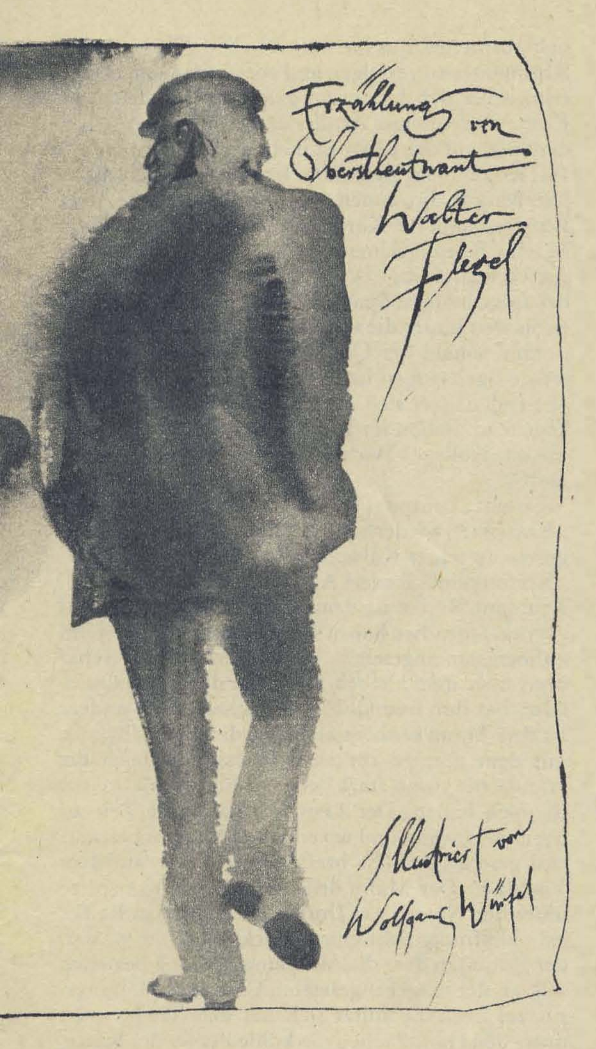
Fotos: Manfred Uhlenhut



Ilse Berger blickt von der oberen Stufe der Haustreppe aus ihrem Mann nach. Mit einer Hand rafft sie die Strickjacke fester am Hals zusammen. Der Wind ist immer noch empfindlich kalt. Wenn er von Nordwest kommt, ist das Haus für ihn das erste Hindernis, und er wirft sich mit unzersplitterter Wucht gegen seinen Giebel. Trotzdem geht Ilse Berger noch nicht ins Haus. Denn unter der letzten Straßenlampe des Dorfes wendet sich ihr Mann immer noch einmal um, bleibt stehen und winkt ihr, ehe er nach rechts geht und die Dunkelheit ihn aufnimmt. Er geht langsam, nachdenklich, wie verwundert darüber, daß er so zu gehen vermag. Mehr als dreißig Jahre bestimmte seinen Gang ein anderes Tempo, das er nicht von einem Tag zum anderen ablegen konnte wie die Uniform und die Stiefel. Eine ganze Weile noch, ein paar Wochen lang, trieb es ihn an zu einer ziellosen Eile, in der er schließlich hilflos wirkte. Das war die schwerste Zeit nach seiner Versetzung in die Reserve, und Ilse Berger begann um ihren Mann zu bangen.

Erst als sie die Armeewohnung aufgaben, wegzogen aus der Stadt, wurde es besser. Es wurde anders. Besinnung kam über ihn. Eine schweigsame, doch freundliche Besinnung, die Ilse Berger vertraut ist. In der sie selbst sich schon zweimal befunden hat, während der Genesungsphasen, als ihr Kreislauf sich wieder stabilisierte. Dabei half jene Ausgeglichenheit, die von angenehmen Erinnerungen herrührt. Eine Stimmung, eine innere Verfassung, die Ilse Berger sich wünscht, sobald es ans Sterben geht.

Arno Berger wendet sich um, bleibt stehen und winkt seiner Frau. Dann geht er am Rande der doppelspurigen Betonpiste ostwärts weiter, ohne sich noch einmal umzudrehen. Was hinter ihm geschieht, weiß er. Ilse flitzt ins Haus, als wäre einer



hinter ihr her, schließt ab, überprüft, ob alle Fenster verriegelt sind und die Hoftür verschlossen ist. Immer haben sie Wand an Wand mit anderen gewohnt, umgeben von ihnen, in naher Gemeinsamkeit mit ihnen. Hier beginnt am Hausgiebel das offene Feld, Weite, die nicht jeden Tag freundlich, aber immer übersichtlich ist. Mit der Dunkelheit jedoch nimmt sie an Ungewißheit zu, bedroht schließlich das alleinstehende Haus. Ilse hat das Gefühl der Schutzlosigkeit bis heute nicht verloren, versucht es dadurch zu bannen, daß sie abends das Hoflicht und die Lampe über der Haustür nicht löscht, wenn er zum Nachtdienst geht, der achtzig Prozent seiner Arbeitszeit ausmacht.
Diese Entscheidung nahm Ilse auf, wie vor einem Jahr seinen Vorschlag, in ein Dorf zu ziehen. Mit stummen Lächeln, mit einem Nicken, das mehr im Senken der Augenlider als in einer Kopfbewegung besteht, mit jener willigen Aktivität von Frauen, die viele Kinder geboren und großgezogen haben, und ohne Aufsehen das jeweils Nötige mit Hingabe tun. Arno Berger ist überzeugt, daß seine Frau weiß, warum er gerade dieses Dorf ausgewählt hat, obwohl sie miteinander nie ausführlich über seine Gründe gesprochen haben. Er glaubt auch, daß sie sogar von der kompletten Uniform weiß, die in seinem Spind hängt, und von der Karte. Menschen, die so lange verläßlich zusammenleben wie er und Ilse, die alles durchgemacht haben, was Leid und Freude auszulösen vermögen, wissen alles voneinander, brauchen einander in einer Weise, wie sie menschlicher nicht möglich ist. Arno Berger hat seine Frau immer gebraucht, aber ganz um seiner selbst willen erst, nachdem er Reserveoffizier geworden war.
Auf die Minute genau betritt er zweiundzwanzig Uhr das Zimmer und übernimmt ohne viel Worte den Dienst von seinem Vorgänger, der sich, wie die meisten anderen, an Pünktlichkeit und Genauigkeit gewöhnt hat, seit Arno Berger für Sicherheit und Ordnung in der KAP verantwortlich ist. Als er allein ist, öffnet er das Fenster weit. Er mag den Nachtdienst. Schon als junger Offizier mochte er die Nächte. Nachts denkt er konzentrierter, arbeitet er rascher, beherrscht ihn eine seltsame Wachheit, an der alle seine Sinne beteiligt sind.
Hier in der technischen Basis der KAP stört ihn selten einer. Arno Berger kann sich erinnern, den nächtlichen Geräuschen lauschen, die vom Frühjahr bis zum Spätherbst ohne lange Unterbrechungen vom Truppenübungsplatz kommen, der an die Gemarkung des Dorfes grenzt.
Seit gestern sind unterschiedlich starker und langanhaltender Motorenlärm, MPi-Feuer, Detonationen und Leuchtsignale zu hören und zu sehen. Aus alledem schließt Arno Berger, daß mindestens eine Division unterwegs ist. Er sitzt nahe am Fenster, hört den D 302 heranrasen. Am Bahnwärterhaus, das ein paar hundert Meter westlich vom Dorf steht, stößt die Lok einen zischenden Pfiff aus, dann entfernt sich der Zug.

Leutnant Radke hört ihn ein paar Minuten später, als er eben das Signal zur Weiterfahrt geben will. Aber das Geräusch des Zuges ist nicht links, wie es ihm zur Orientierung angekündigt wurde, sondern rechts von ihm. Da weiß der Leutnant, daß er sich verfahren hat. Er beginnt zu schwitzen. Helm und Stiefel werden ihm zu eng. Die Luft im Fahrerhaus erscheint ihm plötzlich heiß und stickig. Er dreht die Scheibe ganz herab und blickt hinaus. Er sieht nur die schmalen Lichtschlitze der Gefechtsbeleuchtung, ein paar Kiefernzweige, den grasigen Rand der zerfurchten Schneise und vor sich den spitz auslaufenden, durch Kiefernkronen begrenzten und sich der Erde zuneigenden Streifen Himmel. Der einzige Weg, der dem Leutnant bleibt. Selbst wenn er mit der Kolonne hier wenden könnte, würde das ihre Lage nicht verbessern. Radke weiß nicht mehr,

wo sie sich befinden. Er weiß nur, daß er seinen ersten Auftrag während der ersten großen Übung, an der er als Offizier beteiligt ist, nicht erfüllen wird. Durch seine Schuld wird die gesamte Abteilung diese Übungsphase mit einem Mißerfolg beenden. Radke unternimmt nichts, kann nichts unternehmen, denn für die Zeit des Marsches ist Funkstille befohlen. Irgendeinen der Soldaten oder Unteroffiziere zu befragen, hält er für zwecklos. Außer den Fahrern wird bis hierher kaum ein anderer hellwach gewesen sein. Dafür sind sie schon zu lange unterwegs, haben sie seit vorgestern schon zu viele Kubikmeter Erde bewegt, zu oft die Feuerbereitschaft hergestellt und Stellungswechsel gemacht. Die Märsche sind willkommene Schlafpausen. Alle haben sich auf Radke verlassen, alle, die in der Kolonne hinter ihm sind, und seine Vorgesetzten, die im Bereitstellungsraum auf ihn warten.
Sich zurücklehnend, gibt Radke das Kommando zur Weiterfahrt. Mit jeder Umdrehung der Räder entfernt er sich weiter vom Ziel. Aber er muß geradeaus fahren, solange, bis er auf irgendein Merkmal stößt, von dem aus er sich orientieren kann, um dann den Marsch von neuem zu beginnen.

Ilse Berger, die unter der Zudecke endlich warm geworden ist und die Grenze zum Schlaf erreicht hat, hält den Fahrlärm der Kolonne anfangs für Windböen und zieht die Zudecke bis an die Ohren. Ein paar Augenblicke später greift sie nach rechts, klopft aufs Deckbett und sagt: „Arno, 's geht los. Alarm." Neben ihr rührt sich nichts, und, immer noch zwischen Schlaf und Erwachen schwebend, fällt ihr ein, daß Arno das alles nichts mehr angeht, aber im nächsten Augenblick träumt sie, daß er draußen ist. Sie sieht ihn stehen, wie er schon oft gestanden hat. Die Hände in den Taschen der ausgebeulten Kordhose, den Blazer auf dem Kopf, blickt er mit zusammengekniffenen Augen auf die Kolonne. So stehen Kinder an Bahnschranken, zählen die Wagen vorüberfahrender Züge, blicken ihnen eine Weile nach, ergriffen von einer Bewegung, an der sie nicht beteiligt sind. Etwas entfernt sich unwiderruflich von ihnen. Und wieder hat Ilse Berger das Gefühl, daß Arno im nächsten Augenblick auf eines der Fahrzeuge springt. Da ruft sie, leise, bittend, wie schon oft im letzten Jahr: „Arno! Arno!"
Dann schläft sie tief und traumlos.
Arno Berger hört die Kolonne wenige Augenblicke später, lauscht, stellt fest, daß sie näher kommt und wünscht sich, daß sie weiter auf ihn zuhält. Er wartet darauf. Seit sie in diesem Dorf leben, wartet er darauf, daß nicht alle Einheiten nur an ihm vorüberfahren, sondern einmal wenigstens eine bei ihm hält, daß jemand ihn wiedererkennt, ihn vielleicht sogar braucht.
Er rollt die Karte zusammen, die er jedesmal, wenn auf dem Truppenübungsplatz Bewegung ist, vor sich ausbreitet, um die militärischen Aktionen der Regimenter zu verfolgen und vorauszusagen. Dabei erinnert er sich immer an jene Jahre, in denen er Kommandeur eines Artillerieregimentes war. Aber das Spiel mit der Karte ist mehr als Erinnerung.
Die Kolonne ist ganz nahe herangekommen, hält. Die Motore brummen im Leerlauf weiter. Arno Berger schiebt die Karte ins runde Pappfutteral. Es ist seine Karte. Niemanden geht sie etwas an. Ständig vervollständigt er sie aus der Erinnerung und bei ausgedehnten Spazierfahrten mit dem Rad, die er bis weit hinter die weißen Verbotsschilder unternimmt, sobald der Übungsplatz einmal stumm in seiner eigenartigen Leblosigkeit verharrt.
Jemand nähert sich dem offenen Fenster, hastig, keuchend. Schon im Heranlaufen ruft er: „Hallo! Sie da, Kollege! Wo sind wir hier? Wie heißt das Dorf?"
„Karwitz, Leutnant."
„Karwitz?" wiederholt der Offizier und fingert aufgeregt an seiner Kartentasche herum.
„Komm rein", fordert Arno Berger ihn auf.
Leutnant Radke ist dem Mann schon einmal begegnet. Irgendwo haben diese munteren Augen ihn aufmerksam angesehen. Und der Mund, ein wenig breit über dem kleinen Kinn mit der tiefen Querfalte, hat ihm freundlich zugelächelt. Alles andere an dem Mann kennt er nicht. Weder die Halbglatze mit dem dünnen rötlichen Haarkranz, noch die Hände, die kurze, stark behaarte Finger mit breiten Kuppen haben. Der Leutnant hat keine Zeit zu überlegen, wann und wo er diesen Mann schon einmal gesehen hat. Er breitet seine Karte auf dem Tisch aus. Der Mann drückt die Zeigefingerspitze unter den Namen des Dorfes. Da erstirbt in Radke jede Hoffnung. Mit einem Blick übersieht er, daß der Raum, in dem die Abteilung Stellung beziehen soll, an der entgegengesetzten Grenze des Übungsplatzes liegt. Er stützt sich auf den Tisch, spürt unter den Handflächen das kühle Papier der Karte, und eine schwere Müdigkeit breitet sich vom Kopf und von den Füßen her in ihm aus. Hinsetzen möchte er sich, die Beine von sich strecken und der Müdigkeit nachgeben, schlafen, schlafen, schlafen. Bis alles vorüber ist. Die ganze Übung. Ärger und Donnerwetter der Vorgesetzten, der Spott der anderen Zugführer, die sich trotz allem zurechtgefunden haben, die Enttäuschung all jener, die für sein Versagen nicht können, aber die Folgen mitzutragen haben.
„Bis wann sollst du wo sein?"
Radke tippt auf den betreffenden Raum und sagt: „Zwei Uhr dreißig." „Knapp, das ist sehr knapp."
Die Stimme des Mannes kennt Radke auch nicht. Er erinnert sich nur an seine Augen und seinen Mund.
Der Leutnant starrt vor sich hin. Im Augenblick ist er zu keiner Bewegung und zu keinem Entschluß fähig. Die Farben und Zeichen auf der Karte verschwimmen vor seinen Augen, nehmen das Aus-

sehen einer der sandgrauen, schmutziggrünen Flächen ein, von denen es so viele auf dem Übungsplatz gibt. Und eine sieht wie die andere aus, zerspurt, aufgerissen, nach allen Richtungen gehen Wege weiter, von denen die Hälfte nach ein paar hundert Metern an einem undurchdringlichen Waldstück endet oder in einer anderen Sandfläche versickert. Das alles ist auf keiner Karte zu finden, und kein Kompaß teilt dem Benutzer mit, ob der Weg wirklich ein Weg ist oder nur eine von Panzern und anderen schweren Fahrzeugen ausgewalzte Spur.

Was hat der Mann gesagt? ‚Knapp, das ist sehr knapp.' Klang da nicht mit, heißt das möglicherweise: ‚Aber vielleicht noch zu schaffen?'

Radke schüttelt sich, blickt auf. Der Mann hat ein Pappfutteral in den Händen. Während er Radke mit munteren Augen aufmerksam ansieht, ihm zulächelt, zieht er eine Rolle aus dem Futteral, legt die über Radkes Karte, breitet sie aus und beschwert sie an den Ecken.

Radke ist plötzlich wieder hellwach. Er hat nicht nur den Mann schon einmal gesehen, sondern auch die Karte, jedenfalls einen Teil von ihr. Aber der Mann und die Karte haben in Radkes Erinnerung nichts miteinander zu tun. Es ist eine auf Lichtpause fotografierte Gemeindegemarkung von Karwitz, an die sich im Norden eine saubere, übersichtlich gezeichnete Wege- und Landschaftsskizze vom Übungsplatz anschließt.

„Das kenn ich", sagt Radke, „die hab ich schon mal gesehen, aber..."

„Unmöglich!"

„Doch. Aber da hab ich nicht gewußt, was es ist."

Der andere schweigt. Seine Augen sind plötzlich schmal, nachdenklich, fast streng, die Lippen zusammengepreßt, wie eingezogen. Die Kopfhaut rötet sich. Der plötzliche Zorn des Mannes gilt nicht Radke, aber er verschließt dem Leutnant den Mund.

Arno Berger nimmt den Hörer ab, wählt eine Nummer und befiehlt dem, der sich meldet: „Mach das hintere Tor auf, beide Flügel, und schick Willi zu mir. Ich muß für ein paar Stunden weg."

Danach betritt er einen türlosen Nebenraum und öffnet den Spind. Arno Berger steht vor seiner Uniform, mustert sie und zieht den Zeigefinger über die Ordensspange. Eine Weile verharrt die Fingerspitze auf dem Kampforden, mit dem er am zwanzigsten Jahrestag der NVA ausgezeichnet worden war.

Arno Berger möchte helfen. Wenn er dem Leutnant hilft, hilft er vielen. Er weiß, welche Folgen es für eine Abteilung, für ein ganzes Regiment hat, wenn nur eine Batterie nicht rechtzeitig zur Stelle ist. Im Frieden gibt es schlechte Bewertungen, weil es im Kriege Tote gäbe. Und wenn Arno Berger hilft, kann er das am besten und raschesten in der Uniform, als Oberst. Fährt er in Zivil, kommt er nicht weit, und die Batterie wird noch mehr Zeit verlieren, die Anstrengungen hunderter Soldaten werden nutzlos sein.

Außerdem will Arno Berger wissen, was es mit der Skizze auf sich hat, die der Leutnant schon einmal gesehen haben will. Er beginnt sich umzuziehen. Dabei spricht er mit dem Offizier, der im Nebenraum wartet.

„Pack deine Karte ein, Leutnant."

„Ihre auch?"

„Nicht nötig."

Er fährt in die Stiefel, die immer noch knarren. In den letzten Jahren seines Dienstes, als er im Kommando arbeitete, hat er selten Stiefel angezogen. Während er die Jacke überzieht, fragt er:

„Sag mal, wo willst du die Karte gesehen haben?"

„Ich hab sie gesehen. In der dritten Batterie. Im Zugführerzimmer", antwortet der Leutnant, „da lag sie auf dem Tisch. Aber wie gesagt, ich hab sie nicht weiter beachtet."

Arno Berger fragt nichts mehr. Er ahnt die Zusammenhänge. Rasch schließt er das Koppel, setzt die Mütze auf und geht ins andere Zimmer hinüber.

Leutnant Radke starrt den Oberst an, der plötzlich vor ihm steht. Und er erkennt ihn sofort, weiß, wo er ihn gesehen hat: Im Traditionszimmer des Regimentes. Dort hängt ein Foto von ihm, an jener Tafel, auf der die bisherigen Kommandeure des Artillerieregimentes vorgestellt werden. Der Oberst führte das Regiment länger als jeder andere vor oder nach ihm, und in jenen Jahren hat es große Erfolge gehabt. Sogar der Name des Obersten fällt Radke ein, Berger. Und mit diesem Namen taucht in Radkes Erinnerung abermals die Szene im Zugführerzimmer der dritten Batterie auf. Als er dort nach der Bedeutung der Karte fragte, nach dem Zweck jener Geländeskizze, erhielt er zur Antwort: „Ach, ist nichts weiter, nur so ... 'ne Spielerei." Der das sagte und die Karte dabei einrollte, ist ein Jahr vor Radke Leutnant geworden und heißt Martin Berger.

Der Oberst treibt den Leutnant jetzt an. Rasch verlassen sie die Baracke. Auf dem Weg zum Tor fragt Radke: „Aber warum, ich meine, Martin hat nie ein Wort davon gesagt, daß sein Vater, daß Sie..."

„Er wollte einer unter anderen sein. Wollte nicht, daß ihm meinetwegen das eine oder andere leichter gemacht wird als anderen, und schon gar nicht wollte er, daß ich ihm bei jeder möglichen Gelegenheit vorgehalten werde."

Arno Berger führt die Kolonne sicher und bei hohem Tempo zum Ziel. Trotzdem erreichen sie den befohlenen Raum fast dreißig Minuten zu spät. Die Unruhe des Abteilungskommandeurs Major Schollwin entlädt sich erst einmal in lauten, zornigen Zurechtweisungen gegen den Leutnant, die bis zum Vorwurf gehen, daß Radke ein hilfloser und damit untauglicher Offizier sei. Allmählich wird Schollwin ruhiger und leiser, bis nur noch Enttäuschung aus seinen Worten spricht.

Arno Berger beobachtet, im Dunkeln stehend, die nächtliche Szene. Irgendwo lärmen Motore. Abschüsse von Panzerkanonen sind zu hören. Die Luft ist frisch, riecht nach trockenem Sand, nach Diesel und Pulver. Die Nacht verbirgt den Augen das meiste. Aber Berger sieht mit der Erinnerung alles, was auf diesem weiten Platz jetzt an Arbeit und Vorbereitungen für die umfangreichen militärischen Aktionen der nächsten Stunden von tausenden von Menschen geleistet wird. Auf diese Stunde des Wiedersehens hat er gewartet. Seit mehr als einem Jahr sucht er eine Gelegenheit, das alles wieder einmal ganz aus der Nähe mit allen Sinnen wahrnehmen zu können. Radke läßt stumm und niedergeschlagen alle Vorwürfe über sich ergehen. Schollwin hat recht, mit jedem Wort, das er sagt. Das weiß Berger, das weiß auch der Leutnant, aber insgeheim dankt Arno Berger ihm. Hätte der Leutnant sich nicht verfahren, säße Arno Berger jetzt in der Baracke vor seiner Karte. Seine innere Bewegung über das zufällige Wiedersehen mit dem, was viele Jahre sein Leben bestimmte, wird nur dadurch getrübt, daß er in wenigen Minuten seinem eigenen Sohn gegenüberstehen wird, daß Arno Bergers Zorn und Enttäuschung über den Leutnant Martin Berger tiefer und schmerzlicher sein werden, als Schollwins Zorn und Enttäuschung über Radke.
Andere Offiziere nähern sich. Ein Oberleutnant, den Berger nicht kennt, meldet sich und die Ankommenden beim Abteilungskommandeur.
Schollwin weist auf Radke und sagt: „Ihm vor allem, Genossen Offiziere, verdanken wir, daß unsere Abteilung in dieser Phase der Übung als nicht gefechtsbereit eingeschätzt wurde. Abgesehen davon, daß die erste Batterie fünf Minuten später eintraf. Die sind aufzuholen, aber eine halbe Stunde nicht mehr. Nehmen Sie sich ein Beispiel an Leutnant Berger, mit welcher Sicherheit er die dritte Batterie. . ."
„Moment mal", ruft Arno Berger und tritt hinterm Fahrzeug hervor. Alle fahren herum. Berger geht zu den Offizieren. Schollwin ruft: „Das ist doch . . . Genosse Oberst!"
Er nimmt Haltung an, macht Grußerweisung. Berger winkt ab und sagt: „Erinnerst du dich, Major. Vor zehn Jahren ungefähr, fuhr ein gewisser Leutnant Schollwin zum ersten Mal über diesen Platz. Ich weiß noch, mit wieviel Verspätung der am Ziel war."
„Ich auch", entgegnet der Major, „auch fast dreißig Minuten." Arno Berger schüttelt dem Major lange die Hand und schaut sich dann nach seinem Sohn um, sucht sein Gesicht zwischen den blaß wirkenden Flecken, von denen sich nur Augen und Mund deutlich abheben. Martins Gesicht erscheint blasser und kleiner als alle anderen. Arno Berger tritt zu ihm und sagt leise:
„Gib die Karte her."
Alle schweigen. Nach einer Weile wiederholt Berger die Aufforderung schärfer. Sein Sohn fährt wie unter einem Frostschauer zusammen und sagt bittend: „Aber Va. . ."
„Die Karte!"
Er zieht sie aus seiner Felddienstuniform. Arno Berger nimmt sie, blickt seinem Sohn ins Gesicht und beginnt die Skizze zu zerreißen. Die Schnipsel wirft er hoch. Der kühle Nachtwind nimmt sie mit, trägt ein paar gegen Martins Helm. Arno Berger spricht, und mit jedem Satz nimmt seine Bitterkeit zu. „Den loben Sie besser nicht, Major Schollwin. Leutnant Radke hat sich nur verfahren, aber dabei mehr an die Abteilung gedacht, als mein Sohn. Der Leutnant Berger hat sich heimlich einen Vorteil verschafft, den ganz für sich behalten und damit die gesamte Abteilung betrogen. Und mich. . ."
Berger wendet sich grußlos von seinem Sohn ab, tritt zu Schollwin und sagt:



„Was ich zerrissen habe, soll er euch selber sagen, euch allen. Und wen ihr bestraft oder belobigt, entscheidet danach."

Arno Berger fühlt sich auf einmal ungeheuer müde. Zum ersten Mal läßt ihn die vertraute, nächtliche Wachheit im Stich. Aber – diese fast einer Erschöpfung ähnelnde Müdigkeit hat keine körperlichen Ursachen.

Ilse Berger füttert die Hühner, da sieht sie ihren Mann kommen. Im ersten Augenblick meint sie, noch zu schlafen und zu träumen. Aber die hölzerne Futterkiepe, die auf ihre linken Fußzehen schlägt und das kreischende Geflatter der erschreckten Hühner machen ihr bewußt, daß sie wach ist und Arno wirklich die Uniform angezogen hat. Ilse Berger steht im Hof, inmitten der fressenden Hühner, und Angst um ihren Mann lähmt sie. Manch einer dreht durch, wenn er solch einen Wechsel, wie Arno ihn hinter sich hat, nicht verkraftet. Was sollte sie allein hier, allein in der Welt, ohne Arno?

Er tritt durch das schmale braune Holztor in den Hof. Voller Unruhe nimmt sie wahr, daß mit ihm und an ihm irgend etwas nicht stimmt, nicht übereinstimmt. Bei seinem Näherkommen entdeckt sie den Widerspruch. Uniform und Gang passen nicht zusammen. Arno geht so, als hätte er seine ausgebeulte Kordhose an und den Blazer auf dem Kopf. Er geht mit jener Besinnlichkeit, zu der er erst in den letzten Monaten gefunden hat, seit sie in Karwitz leben. Er nimmt die Mütze ab, wischt, wie früher, zuerst das Schweißband mit dem Taschentuch ab und dann seine Halbglatze. Über die Stirn läuft eine breite rote Strieme, die heute tiefer ist, als sie je in seinen vielen Dienstjahren war. Und Arno sieht müde aus, wie nach keinem nächtlichen Dienst bisher.

Das alles beruhigt Ilse Berger. Denn es verrät ihr, daß Arno sich der Uniform doch entwöhnt hat, daß er sich möglicherweise erst heute, in dem er sie aus irgendeinem Grunde noch einmal anzog, ganz von ihr gelöst hat.

Sie nimmt die Mütze, wie sie sie ihm in den dreißig Dienstjahren bei der Armee häufig aus der Hand genommen hat, wenn er heimkam. Dann hakt sie sich bei ihm ein, und beide treten ins Haus.





Unsere Anschrift:
Redaktion „Armee-Rundschau"
1055 Berlin, Postfach 46130

Vignetten: Klaus Arndt

Reservistenbeitrag

Wir Reservisten des Bahnhofes Hoyerswerda folgen dem Wettbewerbsaufruf 1980/81 des VEB Pentacon Dresden. Mit mindestens vier Vorträgen wollen wir unser Wissen vom modernen Militärwesen auf den neuesten Stand bringen. Die Wandzeitung auf dem Bahnsteig soll alle Reisenden über militärpolitische Ereignisse, die sozialistische Landesverteidigung und über gute Erfahrungen in der Wehrerziehung informieren. Unseren Lehrlingen wollen wir vom aktiven Wehrdienst berichten und sie in ihrer Entscheidung über die Dauer ihres Wehrdienstes unterstützen.
Günther Seidel, Hoyerswerda

Für Mathe und zum Diskutieren

Seit zweieinhalb Jahren bin ich als Lehrer für Mathematik und Physik tätig. Wegen eines starken Augenfehlers war ich zwar nicht in der NVA, die AR ist mir jedoch eine wertvolle Hilfe für die Erziehung meiner Schüler. Im Unterricht kann ich durch sie interessanter arbeiten und für mich als Klassenleiter einer 9. Klasse sind die Beiträge oft Grund für Diskussionen.
Udo Bischof, Wittenberge

Stolz

Ich bin auf meinen Freund sehr stolz. Er hat im vorigen August sein Studium als Offiziersschüler mit Berufsausbildung begonnen, und ich werde ihn, so gut ich kann, dabei unterstützen. Es ist sehr bedauernswert, daß einige Mädchen kein Verständnis für Berufssoldaten haben. Die Trennungszeit ist zwar lang, und es ist auch nicht einfach. Aber die Entfernung macht unsere Liebe noch fester.
Petra Haak, Erfurt

Trotz Panne schön

Anläßlich des 25. Armeegeburtstages waren wir in das Objekt unserer Ehemänner eingeladen. Uns wurde vieles gezeigt, zum Beispiel eine Übung und einiges von der Nachrichtentechnik. Es war mal ganz interessant zu erfahren, wie und womit sich die NVA-Angehörigen beschäftigen. Nach der Disko zum Abschied verließen wir das Objekt und wollten mit dem Auto nach Hause fahren. Doch das Auto wollte nicht so wie wir. Aber dank dem Fahrer eines Streufahrzeuges, unseren Ehemännern und einigen anderen Helfern gelang es schließlich, den Wagen wieder in Gang zu setzen. Dennoch war der Tag ein angenehmes Erlebnis.
Gisela Szengel, Potsdam
Marion Spack, Halle-Neustadt



Viel Wind?

Ich bin auch eine Soldatenfrau, und ich habe noch nichts von viel Wind bemerkt (AR 2/81, S. 14). Da ich aber möchte, daß mein Mann seinen Dienst gut versieht, werde ich ihn bestimmt nicht mit den häuslichen Schwierigkeiten belasten.
L. Herold, Gotha

Leider vergeßlich

Im Oktober vorigen Jahres veröffentlichten Sie im „Postsack" meine Adresse. Im Februar erhielt ich einen Brief von einem Offizier namens Matthias. Er ist am 21. 12. 1953 geboren und wohnhaft in Jena. Leider vergaß er in der Eile, seinen Absender aufzuschreiben. Er möchte sich doch bitte noch einmal melden. Mir würde viel an diesem Briefwechsel liegen.
Heidelinde Hannusch, Cottbus

Hilfestellung

AR hat mir für meinen Soldatenalltag schon viel Militärwissen vermittelt. Eine besondere Hilfe ist die Beantwortung von Fragen zu Dienstvorschriften, Rechte und Pflichten der Armeeangehörigen.
Gefreiter Olaf Wiefel

Ist Pattloch Pattloch?

In der AR 3/81 (S. 23) wurde durch den ehemaligen Angehörigen der Grenztruppe Nölting diese Frage gestellt. Die Vermutung ist richtig. Ich hoffe, daß der Major Pattloch ebenfalls diese Frage gelesen hat. Ich war in der Zeit Zugführer des Genossen Nölting und freue mich sehr, auf diesem Wege etwas von einem ehemaligen Grenzer zu hören.
Oberstleutnant Hartmut Schmidt

Einige Mädchen

. . . sollten ihre Haltung gegenüber der Gesellschaft und dem Freund, der bald Soldat sein wird, ändern. Gerade in der heutigen Zeit werden Männer gebraucht, die nicht nur ihre 18 Monate runterreißen. Auch die Freundinnen könnten hierzu einen entscheidenden moralischen Beitrag leisten.
Unteroffizier R. Timptner

Grenzer

Den Bericht „Abschied und Ankunft" (AR 3/81) fand ich sehr stark. Mich interessieren solche Berichte über die Grenzer. So sehen auch mal Außenstehende, wie schwer dieser Dienst ist. Und manchem wird klarer, warum wir unsere Grenze gut sichern müssen.
Evelyn Arndt, Binz

Amordienste

Im März 1980 schrieb ich auf eine Annonce in der Rubrik „Soldatenpost". Auf meinen Brief antwortete mir aber nicht das Mädchen, dem ich geschrieben hatte, sondern eine ihrer Arbeitskolleginnen. Im April lernten wir uns kennen, und seit 4. Oktober sind wir glücklich verheiratet. Wir möchten uns auf diesem Wege ganz herzlich bei Euch bedanken.
Leutnant Claus-Peter Polster und Frau Hannelore



Knigge in Uniform?

Zu dieser Umfrage (AR 1/81) möchte ich noch nachträglich etwas beisteuern. Bei der NVA lernen viele Jugendliche erst einmal Disziplin, Höflichkeit und Anstand. Mein Mann hat sich auch während seiner Armeezeit einige Qualitäten angeeignet, die ich nicht mehr missen möchte. So zum Beispiel ist Hausarbeit für ihn kein Fremdwort mehr. Und wie sehr sich eine Frau über Blumen freut, weiß er jetzt auch. Ich könnte noch mehr aufzählen. Alles zusammen bereichert und verschönt unser Familienleben. Und dafür möchte ich meinem Mann danken.
Sylvia Küchenknecht, Annaberg-Buchholz



Clubtreff zum FDJ-Geburtstag

Zwischen dem Grenztruppenteil „Theodor Neubauer" und der FDJ-Grundorganisation „Käte Duncker" des Instituts für Lehrerbildung in Eisenach besteht schon seit langem eine gute Zusammenarbeit. So war es auch selbstverständlich, daß wir den 35. FDJ-Geburtstag zusammen feierten. Die besten Funktionäre beider FDJ-Grundorganisationen trafen sich zum 17. „Clubtreff 30". Neben den Gesprächen hatten wir auch die Gelegenheit zu Interviews mit dem Direktor des IfL, mit dem Kommandeur des Truppenteils und mit dem 1. Kreissekretär der FDJ. Natürlich gab's auch dufte Musik zum Tanzen, ein großartig angerichtetes Büfett und z. B. artistische Proben. Aber ein Geburtstag ohne Überraschungen ist keiner. So waren einige Soldaten freudig überrascht, als sie mit Sonderurlaub geehrt wurden, für manche Studenten gab es Auszeichnungen. Interessant war auch das Bekanntmachen mit längerdienenden Genossen. Sie sprachen über ihre beruflichen Vorhaben in der Armee, und warum sie sich dafür entschieden hatten. Diese Clubtreffs sind immer voller Attraktionen und daher sehr beliebt.
Petra Röhrig, Eisenach

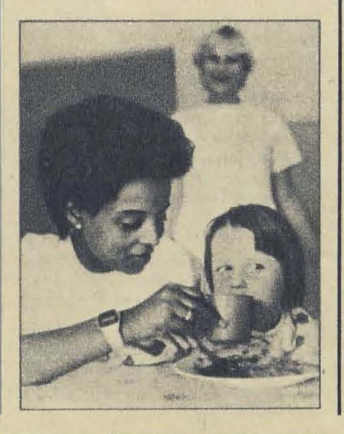
Anderer Antrieb

Das tschechoslowakische Kurzstreckenflugzeug L-410UPW (Typenblatt AR 2/81) besitzt im Gegensatz zum Grundmodell keine kanadischen Triebwerke, sondern zwei vom Typ „Malter" M-601 B, mit einer Leistung von 2 × 544 kW.
Oberst Loos

Schwester Hanna

...in der AR 2/81, hat mich so tief beeindruckt, wie schon lange nichts mehr. Ich hatte beim Lesen immer das Gefühl, daß da ein Mensch ist, der erfahren hat, was Solidarität eigentlich bedeutet. Denn ist die Solidarität bei uns nicht schon zu einer Pflichtübung geworden, ob man will oder nicht? Für mich ist es immer wieder erschreckend, wenn manche Jugendliche darüber diskutieren. Ich bin zwar selber erst 18, aber ich finde, daß auch ich hier schon Überzeugungsarbeit leisten kann. Für meinen zukünftigen Beruf – Freundschaftspionierleiter – sind solche eindrucksvollen Beispiele lebendiger Solidarität besonders wichtig. Darum werde ich diesen Beitrag gut aufbewahren.
Kathrin Krannich, Weimar

Mit Freude und Überraschung lasen wir den Artikel und erkannten auf Seite 77 oben unsere Tochter Nancy wieder. Im September letzten Jahres wurde sie nach einem Sturz vom Klettergerüst mit einer Gehirnerschütterung in das Kreiskrankenhaus Quedlinburg eingeliefert. Eine der dort tätigen Schwestern hatte Nancy besonders in ihr Herz geschlossen. Es war die Schwester Hanna aus dem fernen Äthiopien, von der in Ihrem Beitrag die Rede war.
Familie Klimt, Quedlinburg



Post aus Freundesland

Seit vielen Jahren lese ich die „Armee-Rundschau". Von Beruf bin ich Deutschlehrer der Mittelschule. Darum hilft mir die AR, den Schülern viel über die DDR und ihre NVA zu erzählen. Zum 25. Jahrestag Ihrer Armee haben wir eine Wandzeitung angefertigt.
Nikolai Pankow, Besentschuk (UdSSR)

In Estnisch, Russisch und Englisch

Ich arbeite im Interklub des polytechnischen Institutes Tallinn und möchte mit sehr vielen jungen Leuten aus der DDR korrespondieren. Bitte schreibt an:
Tiia Klaus (26), Estnische SSR, Tallinn 200003, Herzeni 12–47

Zur gleichen Zeit dienen

Ich weiß nicht, was sich manche Mädchen dabei denken, die Partnerschaft nur der Armeezeit wegen zu lösen. Ich zum Beispiel habe mich ebenso wie mein Verlobter dazu entschlossen, zehn Jahre der NVA zu dienen. Es ist doch eine gute Sache, wenn man die Zeit zusammen durchmacht.
M. B.

AR-MARKT

Biete Flieger-, Marine- und Motorkalender 1980, Arsenal 3, „Vom Bauernheer zur Volksarmee" und andere Militärbücher im Tausch gegen ältere AR-Jahrgänge: M. Decker, 2910 Perleberg, Friedensstr. 23 – Gebe komplette AR-Jahrgänge 1962 bis 1977 ab: P. Schulze, 5060 Erfurt, Borntalweg 26 – Biete AR 3, 4, 9, 11/1978, 1979 und 1980, außer Hand- und Faustfeuerwaffen: R. Hochleutner, 2755 Schwerin, Fritz-Reuter-Str. 3 – Biete Typenblätter über Flugzeuge, Panzer, Kfz, Handfeuerwaffen und andere, suche Aquarien-Zeitschriften von 1966 bis 1978 sowie Aquarien-Bücher von Sterba, Frey usw.: J. Ziemer, 3500 Stendal, Liselotte-Herrmann-Ring 22 – Suche AR 1/1981: A. Sommerfeld, 2405 Neukloster, Neue Str. 15 – Suche AR von 1975, mit Typenblättern, möglichst kostenlos: R. Köhler, 6100 Meiningen, Landsberger Str. 7a – Suche „Das große Flugzeugtypenbuch" und „Historische Flugzeuge", Band 1 und 2: R. Schlag, 7403 Lucka, Clara-Zetkin-Str. 48 – Suche Material von Kriegsflugzeugen, Flugzeugmodellbaukästen, biete Material über Panzerwaffen und Kriegsschiffe und Panzermodellbaukästen: W. Shigalko, UdSSR 420012 Kasan, Hospitalstraße 34–59 – Suche Jahrbücher der Schiffahrt von 1970 bis 1979, außer 1977: K. Persdorf, 7260 Oschatz, Dr.-Külz-Str. 7.

Fernschachpartner

. . . suchen: Cord Zieme, 1310 Bad Freienwalde, Fischerstr. 8 und Uwe Kayser, 1170 Berlin, Alter Markt 8.

Technik und Kunst

Der Spitzenartikel in der AR 2/81 war meiner Meinung nach, und da vertrete ich auch viele Matrosen unseres Schiffes, die Vorstellung des Testpiloten Valentin Muchin (S. 32). Was dieser Mensch bisher leistete, ist bewundernswert. Seine Flugzeuge beweisen gewissen NATO-Experten die hervorragende Technik des sowjetischen Flugzeugbaus. Sehr gut gefallen hat mir auch die Bildkunst von Wolfgang Würfel „Still ist der Tag". Ich habe eine dieser schlichten Schönheiten bestellt, denn im Herbst gehe ich nach Hause und kann meine Liebste umarmen.
Stabsmatrose Olaf Przybilski



SOLDATENPOST

. . . *wünschen sich:* Petra Neumann (17), 7025 Leipzig, Frida-Hockauf-Str. 15 – Bianka Mattner (18), 4400 Bitterfeld, Lessingstr. 2a – Viola Schönmeyer (21, Tochter 2), 7022 Leipzig, Franz-Mehring-Str. 73 – Kerstin Böttcher (20), 4020 Halle, Triftstr. 22 – Martina Hippe (22), 1156 Berlin, Leninallee 130, Whg. 14/01 – Kerstin Wilde (17), 9613 Waldenburg, August-Bebel-Str. 1, SG I/1 – Cornelia Seidel (17), 9613 Waldenburg, August-Bebel-Str. 1, SG I/1 – Marita Block (23), 3271 Ziepel, Thälmannstr. 10 – Marion Seifert (18), 7233 Frohburg, Ernst-Thälmann-Str. 15 – Christine Schiemenz (19), 1157 Berlin, Gleyeweg 46 – Ramona Schollbach (19), 7700 Hoyerswerda, Schillstr. 20/5 – Sabine Czerwinski (17), 2520 Rostock 22, Dr.-Karl-Bittel-Str. 8 – Silke Tink, 5231 Ellersleben, Am Teich 17 – Cornelia Fröhlich, 5234 Kölleda, Bahnhofstr. 66 – Sigrid Ohlig, 5231 Großmonra, Mittelgasse 72 – Heike Reichel (17), 9331 Pfaffroda, Nr. 21 – Kerstin Benz (17), 1055 Berlin, Bötzowstraße 43 – Angela Gernhardt (16), 8210 Freital, Coschützer Str. 79, 125–47 – Elke Meier, 3300 Schönebeck, P.-Illhardt-Str. 4a – Denise Krüger (17), 7700 Hoyerswerda, Joh.-R.-Becher-Str. 24.

Mit Berufssoldaten möchten sich schreiben: Christiane Rübner (19), 2080 Neustrelitz 5, Wilhelm-Stolte-Str. 18 – Diana Rottenbach (19), 6901 Steudnitz, AWG 1 – Karin Kilbel (21), 7144 Schkeuditz-West, Gartenweg 4 – Astrid Tews (28, Sohn 4), 2302 Franzburg, Platz des Friedens 9 – Ines Rödig, 9650 Klingenthal 1, Untersachsenberger Str. 17 – Karin Schröder (17), 5300 Weimar, Schwanseestr. 9–11, P80/4 – Gabi Schade (32, zwei Söhne), 7500 Cottbus, Petersilienstr. 2E – Kathrin Krannich (18), 5300 Weimar, Berkaer Str. 1, P79/1 – Gabriele Fanta (18), 7300 Döbeln, Str. der Befreiung 50 – Annemarie Lippelt (25, Sohn 5), 2561 Retschow, Waldsiedlung 4 – Silvia Wächter (23, Kind 4), 2331 Lohme – Bärbel Kellert (21), 7030 Leipzig, PF 8 – Lea Wecks (20), 1017 Berlin, Leninallee 68 – Ilona Henning (21, 1,75 m), 2200 Greifswald, Trelleborger Weg 17 – Brigitte Binder (29, zwei Kinder), 1195 Berlin, Forsthausallee 32 – Barbara Kiraly (24, Tochter 5), 8023 Dresden, Leipziger Str. 99 – Monika Kannewischer (24, Tochter 5), 8023 Dresden, Rehfelder Str. 21 – Martina Schiker (21, Sohn 1), 9001 Karl-Marx-Stadt, Dresdner Str. 23.

Auch für uns Mädchen

ist die AR sehr interessant. Manch eine würde mehr von der Armee und ihrem Alltag wissen, wenn sie öfter mal in dieses Magazin sehen würde. Trotz scheeler Blicke – ich bleibe Euch treu, schon seit vier Jahren.
Gabriele Fanta, Döbeln

Vorschlag angenommen

Ich finde, Sie sollten mehr Bildgeschichten unserer Tage bringen. Die Soldaten – ich unterhalte mich oft mit ihnen – haben so etwas gern.
Annemarie Lippelt, Retschow

Fliegerrevue-Geschichte

Seit wann wird die Zeitschrift „Fliegerrevue" angeboten?
Winfried Czepluch, Halle-Neustadt

Seit 1952. Zuerst hieß sie „Flugsport", ab 1955 „Flügel der Heimat". „Aerosport" war ihr Name ab 1960. Als „Fliegerrevue" wird sie seit 1970 herausgegeben.

Rezepte gegen Heimweh?

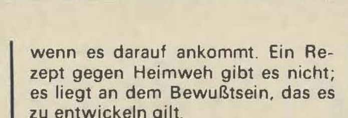
Sie fragten, lieber Soldat Jörg Nawrath, in der Märzausgabe der AR 3/1981 nach Rezepten gegen Heimweh. Rezepte gibt es da kaum, aber etwas Selbstbeherrschung und Willen müssen Sie schon haben. Sie hatten sich doch bereits vor Ihrem Wehrdienst mit dem Soldatenalltag vertraut gemacht. Nun sind Sie nicht in Ihrer Heimatstadt Berlin, sondern



in einer Bezirksstadt – das ist doch nicht so schlimm! Denken Sie an all jene, die weiter weg sind von ihren Familien, oder z. B. an Seeleute. Es gibt ja auch in jeder Einheit viele Möglichkeiten, sich zu beschäftigen. Oder gehen Sie tanzen, ins Kino. Versuchen Sie zu malen oder ein paar heitere Verse zu dichten. Suchen Sie sich eine Freundin. Dann lernen Sie auch die Stadt besser kennen, in der Sie dienen.
Renate Kuhle, Cottbus

Nun, zuerst mußte ich ein wenig schmunzeln, aber dann wurde mir bewußt, daß ich ja selbst Heimweh hatte, als ich im September 1980 zur Armee ging. Meine Genossen halfen mir aber darüber hinweg. Wir haben viel gemeinsam unternommen oder auch nur mal zusammengesessen und über dies und das erzählt. Dadurch wurde ich abgelenkt.
Unteroffizier Julia Naekler

Ich bin Soldat im 3. Diensthalbjahr bei den Grenztruppen und habe bisher einiges miterlebt – auch das Heimweh bei manchen Genossen. Doch daß ein Soldat mit einem derartigen Klagebrief um Hilfe und Verständnis fleht, das hat mich glatt umgeworfen. Jeder hat in seiner Dienststelle, die mitunter mehrere hundert Kilometer von dem eigenen Haus entfernt ist, seinen Klassenauftrag zu erfüllen. Meine Genossen und ich haben täglich mit dem Gegner, der nicht zu unterschätzen ist, zu tun. Wir müssen uns auf die anderen im Hinterland verlassen können! Dafür sollte jeder ein Mann sein. Dafür ist er Soldat, daß er alles trägt,



wenn es darauf ankommt. Ein Rezept gegen Heimweh gibt es nicht; es liegt an dem Bewußtsein, das es zu entwickeln gilt.
Gefreiter Klaus Maskow

Jörg sollte sich wirklich ernsthaft Gedanken machen, auch über seine Verantwortung als Soldat. Wie würde es uns denn gelingen, unsere Heimat – auch sein Berlin – zu schützen und zu verteidigen, wenn unsere NVA nur aus Heimweh-Soldaten bestünde?
Kollektiv des Zentralen Schreibzimmers, Rat des Bezirkes Gera



Luftkissen-fahrzeuge

...stehen im Mittelpunkt eines sechsseitigen Beitrages mit vielen Farbfotos. AR beobachtete Aufklärer beim Felsklettern und Nachrichtensoldaten beim Kabelverlegen. Die AR-Waffensammlung stellt Schwimmwagen vor. Wir berichten über die Grenztruppen der ČSSR, das Theater der Sowjetarmee in Moskau und einen Fotozirkel in einem mot. Schützentruppenteil der NVA. Ein Tatsachenbericht befaßt sich mit dem Polizeispitzel und Massenmörder Haarmann. Im Sportteil berichten wir über Militärische Dreikämpfer und junge Judokas der ASV Vorwärts. In einem Textporträt und auf dem Rücktitelbild: Gaby Rückert.



Soldaten an die Schreibfront!

Die AR lese ich, seit mein Freund bei der Armee ist. Wesentlich für mich ist, daß ich in Euren Beiträgen schon mehr als einmal eigene Gedanken wiederfand. Besonders gern lese ich die Artikel über Soldatenfreundschaften bzw. -ehen; sie helfen mir dann über schwierige Momente oder Zeiten der Resignation hinweg. Aber nun zu einer anderen Frage. Ich würde mich freuen, wenn einige Soldaten schreiben würden und ich ihre Antworten in der AR lesen könnte, dazu nämlich: Woran denken Soldaten während des Dienstes, während sie auf Wache sind oder wenn sie abends im Bett liegen? Mit welchen Gedanken verlassen sie die Kasernen, wenn es heißt: Ausgang!? Mit welchen Gedanken fahren sie in den Urlaub und wieder zurück zum Dienst? Bitte antwortet darauf! Es interessiert mich sehr.
Vera Albrecht, Suhl

Danke, danke für die Grüße

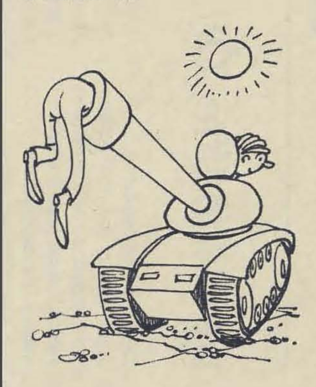
Ich bin Lehrer, zur Zeit diene ich im Truppenteil „Otto Schlag". Zum 25. Jahrestag der NVA erhielt auch ich viele Glückwünsche und Geschenke. Dafür danke ich besonders den Schülern, Lehrern und Hortnerinnen der POS „Otto Auerswald" in Frankenau und den Mitarbeitern der Abteilung Volksbildung des Rates des Kreises Rochlitz.
Soldat Ralf Fischer

Wiedererkannt

Angeregt durch die Genossen der GST und des Wehrkreiskommandos hielt ich in Vorbereitung auf meinen aktiven Wehrdienst 1969 erstmals die AR in Händen. Für meine Tätigkeit als stellvertretender Kreisvorsitzender der Pionierorganisation in Greifswald erhalte ich durch Euch viele Anregungen für die Argumentation. Ebenso für das FDJ-Studienjahr und für meine ehrenamtliche Arbeit in einem Berufsbewerberkollektiv. Ähnliche Probleme, wie sie zum Wettbewerb in „Was ist Sache" (AR 1/81) standen, kenne ich auch aus meiner Armeepraxis. Bei uns war es Tradition, daß jeder seine persönliche Verpflichtung in seinem Spind angebracht hatte; versteht sich, auf ordentlichem Papier und ansehnlich gestaltet. Wettbewerbstafeln wurden regelmäßig geführt, und da fielen auch mal ein hartes Wort und ein Lob. Auf Seite 69 der Januarausgabe fand ich ein Foto, auf dem Soldaten meiner ehemaligen Gruppe aus dem Ausbildungslehrgang 1971/72 zu sehen sind. Ich habe sofort die alten Bilder herausgekramt und verglichen. Ich würde gern Post von diesen Genossen erhalten. Sie sollten schreiben an:
Reimund Baumann,
2200 Greifswald, Knopfstr. 27

Wie ich einen Panzerfahrer kennenlernte

Auf einer Straße am Rande unserer Stadt sah ich einen Panzer stehen. Ich fragte die beiden Soldaten, ob ich mir das Gefährt einmal von innen ansehen dürfte. Sie winkten mich herauf und ich konnte mich in den Panzer setzen, dieses und jenes anfassen, der Rest wurde mir erklärt. Sogar eine Panzermütze hatte ich auf. Das war ein Erlebnis! Der Panzerfahrer gab mir dann noch seine Adresse.
Mathias Sommerfeld (13), Rathenow-Ost



AR in Leningrad

Wir sind Offiziershörer der Militärakademie „S. H. Budjonny" in Leningrad. Natürlich erhalten wir auch monatlich die AR. Sie bietet uns nicht nur Abwechslung beim Studium, sondern informiert uns auch gleichzeitig über alles Aktuelle, das im Zusammenhang mit unserer späteren Tätigkeit steht. So fand zum Beispiel „Funkmeß vor Leningrad" (1/81) großen Anklang, nicht nur bei uns Offiziershörern, sondern auch bei den sowjetischen Fachlehrern.
Hauptmann Frank Stiehl

Dankeschön

Am 13. Februar hatte ich als Rentner-Urlauber einen schweren Sturz in Bad Saarow, der mich wahrscheinlich an einer Gehirnerschütterung knapp vorbeiführte. Ein Genosse Major, der vorbeifuhr, hielt den Wagen (ET 39–74) sofort an und half mir wieder auf die Beine. Er suchte sogar das Glas meiner zerbrochenen Brille im Schnee und fand es. Vielen Dank für die Hilfsbereitschaft.
Albert Sendler, Karl-Marx-Stadt

Lutz Gode, Soldatenhochzeit (linke Bildhälfte, Öl)

„Hochzeit machen ist wunderschön" könnte man bei der Betrachtung des Bildes von Lutz Gode singen, und wie man sieht, feiert jeder auf seine Weise. Leider konnte aus technischen Gründen nur die linke Hälfte des etwa 4 Meter breiten Gemäldes abgebildet werden. Trotzdem wird deutlich, daß sich das Brautpaar im Zentrum der Komposition befindet. Etwas abgerückt, jedoch nicht isoliert von den anderen, thront es ganz majestätisch an der Tafel, in zärtlicher Umarmung anscheinend nichts um sich herum wahrnehmend. Alle kompositionsbestimmenden Linien und Elemente weisen auf diesen Mittelpunkt des Bildes. Der geraffte Vorhang hinter dem Paar und der männliche Torso betonen darüber hinaus die Bedeutung dieser kleinen Szene inmitten des turbulenten Geschehens.

Die große Tafel wurde in ländlicher Gegend im Freien aufgestellt. Im Hintergrund ist die Wartburg zu sehen. Im rechten, hier nicht abgebildeten Teil, blickt man zwischen Bäumen hindurch auf ein kleines thüringisches Dorf mit Fachwerkhäusern. Man hat dann schließlich auch den Eindruck, als hätte sich das ganze Dorf zusammengefunden, um die Soldatenhochzeit zu feiern. Jung und alt sind um die Tafel gruppiert, auf der es weder an Speisen und Getränken, noch an prächtigen Früchten und liebevoll bereitgestelltem Tischgerät fehlt. Indem der Maler einen kleinen Kunstgriff nutzt und die Tischplatte fast in Draufsicht zeigt, kann man alles gut sehen. Zu beobachten sind natürlich auch die unterschiedlichen Auffassungen vom Sinn einer solchen Familienfeier. Manche sind nur anwesend, um sich vollzuschlingen oder zu betrinken. Andere haben sich eingefunden, um dem jungen Paar ein Ständchen zu bringen, zu spielen und zu tanzen. Geschenke werden dargeboten, immer neue Gratulanten kommen. Es herrscht ein fröhliches Treiben. Teil dieses dargestellten realen Geschehens sind symbolische Momente wie zum Beispiel die fliegenden Tauben oder der vieldiskutierte Torso. Lutz Gode hat ihn ganz bewußt an diese Stelle gemalt als Verkörperung von Kraft, Anmut, Gewandtheit, Schönheit, Ebenmäßigkeit, Einheit von innerer Ruhe und Außenwelt, geistiger Beherrschung und anderer allgemeinmenschlicher Ideale. In diesem Zusammenhang schien ihm das Symbol aus der Antike geeignet, die Gedanken in die Zukunft zu lenken, da die „Hoch"zeit die Möglichkeit zur Gründung einer neuen Generation in sich trägt. Viele Betrachter des Bildes stehen etwas ratlos vor dem Torso, und die meisten deuten ihn etwas anders, als es der Künstler ursprünglich wollte. Manche sehen darin einen antiken Kriegsgott, der nun keine Chance mehr hat, oder andere Momente der Bedrohung des Glücks. Ich glaube, daß auch eine solche Interpretation möglich ist und halte sie keineswegs für abwegig, ist doch das Gemälde ein Sinnbild friedlichen Lebens mit all seinen schönen und erhaltenswerten, aber auch kritikwürdigen Seiten.

Landschaft, Blumen, Tiere, der gedeckte Tisch und anderes sind in dem Bild Elemente, die die Komposition bereichern, die einzelnen Szenen genauer charakterisieren und ihre Beziehungen zueinander tiefer loten. Das eigentlich Bestimmende des Bildes sind jedoch die dargestellten Menschen. Unter ihnen ist ganz selbstverständlich eine Reihe von Soldaten. Mögen es Genossen des Bräutigams sein oder ehemalige Klassenkameraden. Lutz Gode sagte selbst, daß ihm die „Hoch"zeit ein Anlaß war, „die harmonische und organische Verbindung von NVA und Zivilleben am Beispiel einer feiernden Gruppe oder Gesellschaft sichtbar zu machen. Mehrere Soldaten sind zu Gast, überall im Bildgeschehen verstreut. Mir kam es darauf an, die Soldaten wie alle anderen Menschen ohne Unterschied in ihren Gesten, Gefühlen, menschlichen Vorzügen und Nachteilen auszudrücken. Auch die Uniform soll keine Abgrenzung zu den Mitmenschen aufkommen lassen. Das kollektive Miteinander von von Soldaten und allen anderen Bevölkerungsschichten ist der zusammenfassende Grundgedanke".

Der Maler hatte so viel Freude an der Aufgabe, dieses Bild zu malen, daß seine Ideen noch nicht erschöpft sind. Er würde gern das Thema noch einmal gestalten, dann sicherlich wieder anders. Das abgebildete Gemälde hängt im Klub des Truppenteils „Theodor Neubauer" und hat hier schon heiße Diskussionen ausgelöst. Auch wenn es manchen zum Widerspruch reizt, wird es doch immer wieder (oder vielleicht gerade deshalb?) betrachtet. Wenn es für Ausstellungen verliehen wird (mancher Leser mag es unlängst in den Dresdner Ausstellungshallen am Fučik-Platz gesehen haben), fehlt etwas im Klub.

Dr. Sabine Längert

Reproduktion: Heinz Korff



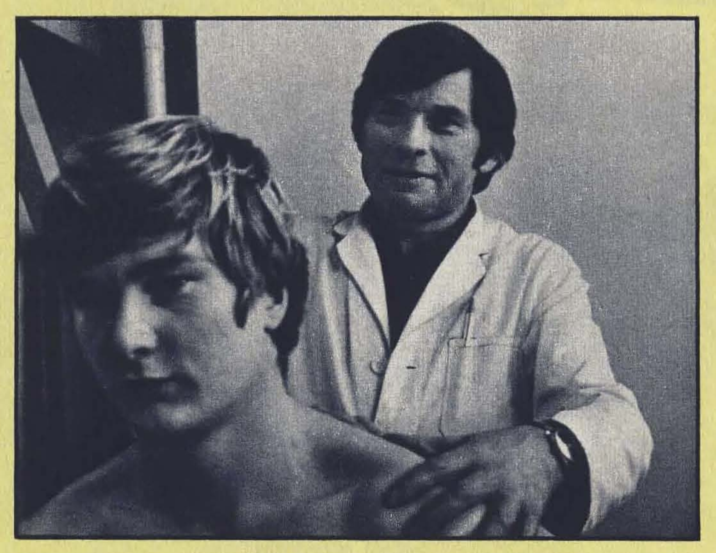


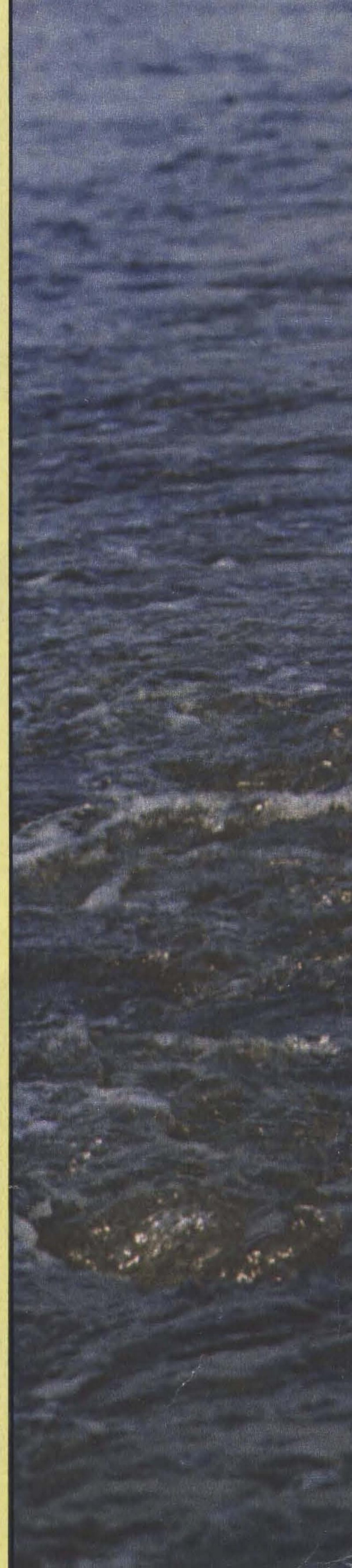
„Den fang ich mir – denn Weiß ist meine Waffenfarbe!"

Fotos: CAF; M. Uhlenhut



Guter Ruf auf breiten Schultern





Man könnte in ihrer Chronik blättern, man könnte aber auch mal „Wuddel" fragen...
Jedenfalls spätestens nach dem so erfolgreichen Abschneiden unserer Gelb-Roten auf der olympischen Regattastrecke in Moskau-Krylatskoje reifte der Entschluß, einmal dort vor Anker zu gehen, wo die Kanu-Flottille unserer Armeesportler ihren Heimathafen hat: An einer der vielen kleinen Havelbuchten unweit des Potsdamer Stadions Luftschiffhafen.

★ ★ ★

Der erste Weg führte also zu „Wuddel", oder exakt: zu Werner Wuttke genannt Krause. Dieser offizielle Name des jetzt 41jährigen Sektionsmasseurs ist durchaus kein Witz, sondern eine seltene Namensform, wie sie aber in alten Zeiten des öfteren anzutreffen gewesen ist. Wahrscheinlich habe es irgendwann in einem Ort zu viele Wuttkes gegeben, meint Werner. Und es ist ihm anzusehen, daß er einem handfesten Spaß durchaus nicht abgeneigt ist. Der Oberfeldwebel der Reserve war in den sechziger Jahren aktiver Leichtathlet. Und er blieb beim Leistungssport – als Masseur. Er knetete sich sogar bis zur Nationalmannschaft hoch, die er 1974 betreute. Fand dann festen Fuß bei den Rennkanuten, deren Beste er auch bei den Olympischen Spielen in Moskau betreute.
Er bearbeitet nicht nur die Muskeln, sondern auch den Geist der Athleten. So mancher der später Erfolgreichen gestand ihm auf der Massagebank sein Lampenfieber. So manches persönliche Problem

Nach zehn Trainingsjahren ganz groß: Birgit Fischer, die Olympiasiegerin von Moskau '80 im Kajakeiner



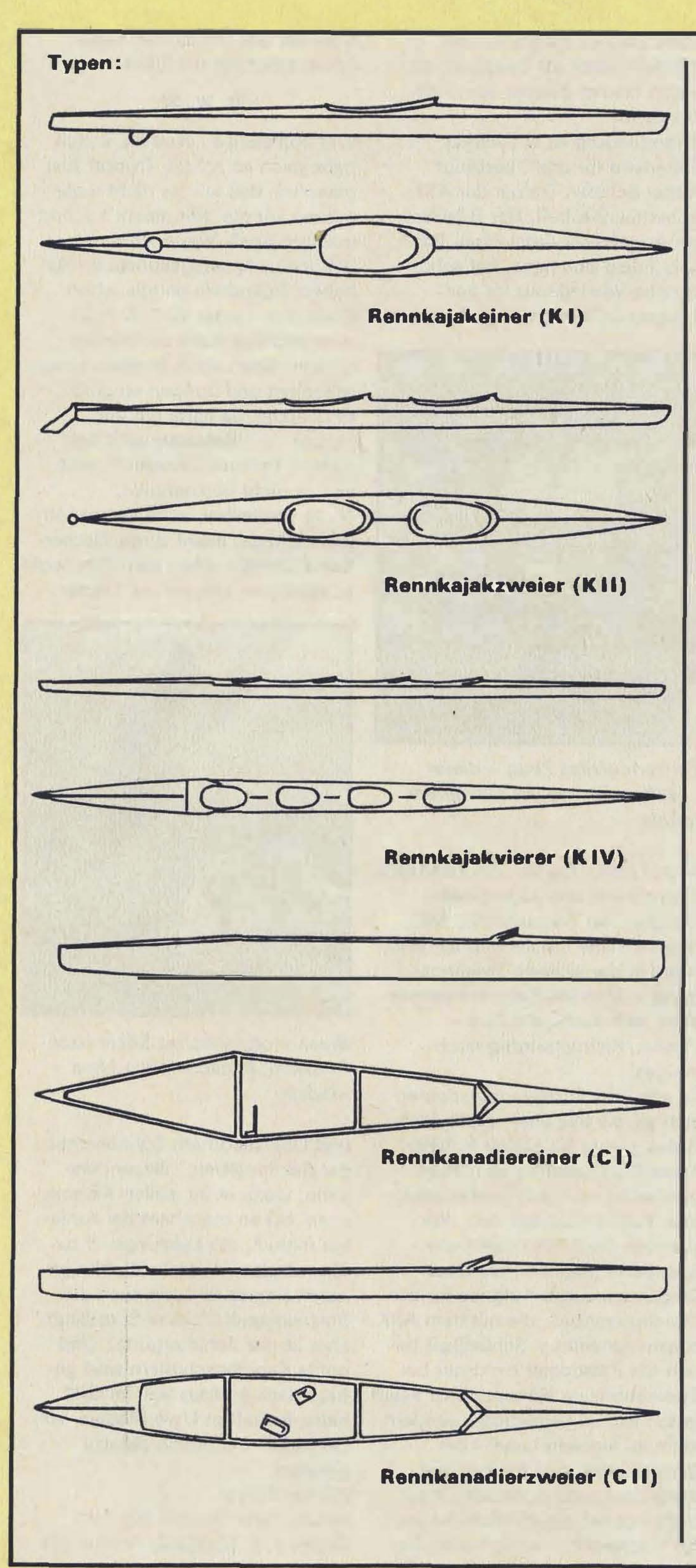


Betreut die Frauenmannschaft der ASK-Rennkanuten: Trainer Lothar Schäfer (links im Bild)

wurde dort besprochen. Und zumeist gelang es „Wuddel", seine Kundschaft „locker" zu machen. Zum Beispiel mit jener Episode, bei der man sich nicht unbedingt die Taschen zuhalten muß: „Es war in der Zeit, als ich meinen ersten Personalausweis erhalten sollte. Dazu mußte ein Antrag ausgefüllt werden. Ich trug ordnungsgemäß meinen vollen Namen ein. Einer meiner Freunde, der mir dabei über die Schulter schaute, fragte mich: ‚Wieso schreibst du – genannt Krause?' Er kannte mich nur als Werner Wuttke. Ich erklärte ihm, daß auch die Spitznamen eingetragen werden müssen. Und so schrieb er seinen – nicht eben vornehmen – in das Formular ein. Allerdings wunderte er sich später, als ich meinen Ausweis erhielt und er wegen einer Rückfrage noch mal zur Polizei mußte..."
Auch Petra Borzym hat einst über diesen Spaß gelacht. Als 1974 Werner Wuttke zu den Rennkanuten kam, hatte sie unter ihrem Mädchennamen Grabowski bereits große Erfolge gehabt: 1972 – olympische Silbermedaille im K II, 1973 – Weltmeisterin in dieser Bootsklasse. Petra leitet jetzt in Potsdam die Außenstelle der DHfK Leipzig. „Natürlich zieht es mich noch immer zur Sektion. Ihr gehöre ich auch weiterhin an", erzählt die erste international prominente ASK-Rennkanutin. „Es ist eine junge, aber dufte Truppe, in der man sich auch als ‚Ehemalige' wohlfühlen kann." Besucht sie das Bootshaus, dann wirft sie stets einen Blick auf die schlanken Plast-Kanus. „Diese blauen Boote sind jetzt auf allen Regattastrecken der Welt ein Begriff. Als ‚Testpilotin' hatte ich einen der ersten Kajaks dieser Art gefahren." Und mit Hochachtung spricht Petra Borzym von der Arbeit der Bootsbauer, vor allem der vom VEB Jachtwerft Berlin. Besucht sie die Sektion, dann kümmert sie sich auch um die Studienangelegenheiten im Lager der Kanuten. Einer der Studenten ist Uwe Madeja, jener Canadierfahrer, der nach sechzehn enthaltsamen Jahren des ASK wieder für olympisches Metall in dieser schwierigen Bootsklasse sorgte. 1964 hatte Jürgen Eschert auf dem Sagamisee bei Tokio der Armeesportvereinigung Vorwärts nicht nur die erste olympische Goldmedaille gebracht, sondern auch den bisher einzigen Olympiasieg im Canadierboot für die DDR erkämpft. Zwar gab es nachdem hin und wieder in dieser Stechpaddel-Klasse in unserem Land einige Lichtblicke, doch bis Moskau '80 wurden unsere Canadier den Rucksack nicht los, mit Abstand den Weltklasseleuten hinterher zu fahren. Auch den so hoffnungsvollen ASK-Talenten wie Dirk Weise, Wolfgang Lichtenberg oder Wilfried Stephan blieb dies nicht erspart.
Nun ist das bei den Canadiern so eine Sache: Sie knien im Boot und stechen mit dem Paddel auf einer Seite in das Wasser. Da gibt es Rechts- und Linksschläger, denen der jeweilige Seitenwind arg zu schaffen machen kann. Für ein C II müssen sich ein Rechts- und ein Linksschläger finden, die zusammenpassen. Das ist alles komplizierter als beim Kajak. Und einmal mußte ein ASK-Zweier beim Präsidentenpokal mit zwei Rechtsschlägern starten, nur, damit die Mannschaft komplett wurde...
Uwe Madejas Generation aber hat nun offenbar den Anschluß zur Spitze geschafft. In Moskau gab es für die DDR-Canadier zweimal Silber und einmal Bronze. Eine der „Silbernen" errang Uwe zusammen mit dem Magdeburger Olaf Heukrodt im C II über 1 000 m. Unterleutnant Madeja, der 1978 sein Abitur mit Auszeichnung bestand und als FDJ-Sekretär der Sektion das Vertrauen seiner Genossen und Freunde genießt, hat mit seinem olympischen Erfolg auch für den ASK Potsdam „erhöhte Schlagzahl" angezeigt. Was den Trainer Jochen Zühlke optimistisch stimmt: „Uwes Beispiel wird auch andere anspornen. Mit Ulrich Papke, Michael Preuß und weiteren Athleten wollen wir nun einen nächsten Sprung vorwärts schaffen. Und vielleicht glückt es uns auch, einen guten Zweier über 500 m aufzubauen, denn mit einem solchen waren wir in Moskau nicht vertreten..."



Als 1979 unsere Nationalmannschaft in der Fahrländer Mühle bei Potsdam zu den Weltmeisterschaften rüstete, erhielten auch zwei ASK-Kanuten die zünftige Taufe im Auswahlkreis. Mit einem



Charakteristisch ist das Paddel

Der Kanurennsport steht seit 1936 auf dem Programm der Olympischen Spiele. Olympische Wettbewerbe werden in folgenden Bootsklassen über folgende Distanzen ausgetragen: Männer K I, K II, C I und C II über 500 m und 1 000 m, K IV über 1 000 m; Frauen K I und K II über 500 m. Erfolgreichster Starter der Olympischen Kanuwettbewerbe 1980 in Moskau war Alexander Parfenowitsch (UdSSR) mit Siegen im K I und K II über 500 m sowie im K II über 1 000 m. Die jüngste Olympiasiegerin in der bisherigen Geschichte des Kanurennsports ist Birgit Fischer (ASK Vorwärts Potsdam).

*

Weltmeisterschaften im Kanurennsport werden seit 1938 (Waxholm/Schweden) durchgeführt. Zu ihrem Programm gehören zusätzlich zu den olympischen folgende Wettbewerbe: Männer K I und K II über 10 000 m, K IV über 500 und 10 000 m, C I und C II über 10000 m; Frauen K IV über 500 m. Die nächsten Weltmeisterschaften finden vom 29. 7. bis 2. 8. 1981 in Nottingham statt, die WM 1982 in Belgrad und 1983 in Mexiko-Stadt.

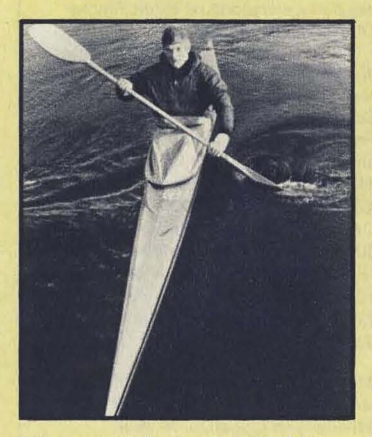
*

Mit zwei Bootstypen werden Kanurennen ausgetragen, dem Kajak (für Männer und Frauen) und dem Canadier (für Männer). Im Kajak sitzt der Athlet und bewegt sich mit einem Doppelpaddel vorwärts, mit einem Stechpaddel hingegen im Canadier, kniend auf einem Knie.

Bootsklassen und -maße

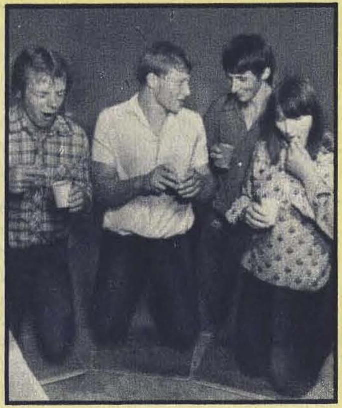
Klasse	Höchstlänge in cm	Mindestbreite in cm	Mindestmasse in kg
K I (Einerkajak)	520	51	12
K II (Zweierkajak)	650	55	18
K IV (Viererkajak)	1 100	60	30
C I (Einercanadier)	520	75	16
C II (Zweiercanadier)	650	75	20

„Cocktail" aus Limonade und Ketchup, gewürzt mit Pfeffer, Salz und Zucker. Birgit Fischer und Harry Nolte mag dieses Gebräu, das ihnen beim fröhlichen Zeremoniell kredenzt wurde, überhaupt nicht geschmeckt haben. Doch danach, bei den Welttitelkämpfen, kamen die beiden auf den Geschmack nach Olympia.
Birgit Fischer, noch siebzehnjährig, beendete ihren Einstand sogar mit einem WM-Sieg – im Vierer. „Nächstes Jahr möchte ich es schaffen, den Einer zu fahren", hatte sich danach die gebürtige Brandenburgerin vorgenommen. Dabei war ihr durchaus klar, was



Zählt zur Weltspitze im KI: Peter Hempel

das bedeuten würde: sich in der Olympiaqualifikation gegen die Weltklasse im eigenen Land durchsetzen zu müssen. Birgit schaffte dies und mehr – olympisches Gold im KI. Bald darauf bat die Wochenzeitung „Volksarmee" auf ihrer Sportseite die glückliche Siegerin zum Leserinterview. Und unsere Soldaten mögen geschmunzelt haben, als sich dort die junge Frau im Evakostüm zeigte, dreijährig, in einem Schlauchboot. Damit erübrigt sich eigentlich die Frage, ob ihr eine kanusportliche Zukunft mal an der Wiege gesungen worden sei, denn auch Vater Karl-Heinz hat sich diesem Sport verschrieben. Er brachte das Töchterchen zum Paddeln und weiter zu Harald Brosig, ihrem ersten Übungsleiter bei Stahl Brandenburg. Und da wäre noch Frank Fischer, Birgits Bruder, ebenfalls einer der Spitzenkönner in den blauen Booten vom ASK Potsdam.
„Brandenburg ist ein starkes Hinterland für uns", bestätigt Lothar Schäfer, Trainer der ASK-Frauenmannschaft. Der Beetzsee, das Angelrevier des seligen Barbiers Fritze Bollmann, hat schon manche Verstärkung für den Armeesportklub hervorgebracht. So

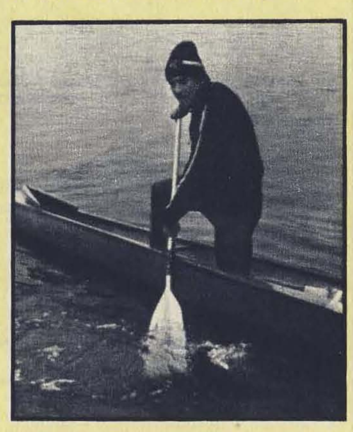


Ein verteufeltes Zeug – dieser „Tauftropfen" in der Fahrländer Mühle

auch Kerstin Richter, die zweifache Siegerin bei den Jugendwettkämpfen der Freundschaft. Mit Birgit Fischer hat sie nun die Weltbeste in der eigenen Trainingsgruppe. Und die Experten versprechen sich auch vom Zweier Fischer/Richter künftig noch einiges.
Es gab also Erfolge, neue deuten sich an, sie alle aber verpflichten. Anlaß genug für Lothar Schäfer, seine Blicke dorthin zu richten, was wohl nach den beiden stärksten Fahrerinnen kommt: „Wir könnten durchaus noch mehr talentierte Mädchen brauchen..." Eine interessante Aufgabe für alle Trainingszentren, die mit dem ASK zusammenwirken. Schließlich haben die Potsdamer nicht nur bei internationalen Höhepunkten einen guten Ruf zu verteidigen, sondern auch im eigenen Land – bei Spartakiaden und Nachwuchsmeisterschaften oder beim Präsidentenpokal, einem Wettbewerb für Nachwuchsmannschaften der Sportklubs um den Pokal des Präsidenten des Deutschen Kanu-Sportverbandes der DDR.



Wie nun sieht's „Wuddel"? „Ich habe mich so an ‚die Truppe' hier gewöhnt, daß ich sie nicht mehr missen könnte. Mir macht's schon mächtig Spaß, wenn ich merke, daß meine Massagekünste Erfolg haben. Irgendwie paddle ich in Gedanken immer mit." Er habe zwar nicht so nahe am Wasser gebaut, aber „als in Moskau unsere Mädchen und Jungen so groß rauskamen, da hätte ich vor Freude..." Belassen wir's bei diesem Teilzitat, „Wuddel" wird es uns nicht übelnehmen.
Nicht vorstellbar, wäre Werner einmal nicht da, meint Birgit Fischer. Seine Dienste wisse man sehr wohl zu schätzen, meinen die Trainer



Brachte olympisches Silber nach Potsdam: Kanadierfahrer Uwe Madeja

und Oberstleutnant Steinbrecher, der Sektionsleiter. „Besonders dann, wenn er im ‚stillen Kämmerchen' bei so manchem der Athleten mithilft, ein Leistungstief zu überwinden." Werner Wuttke genannt Krause ist eben auch ein Seelenmasseur. Seine Spezialität aber ist der Schultergürtel. Und breite Kanutenschultern sind gefragt. Daß er diese voll im Griff habe, bekräftigt Uwe Madeja, von „Wuddel" freundlich „Matze" genannt.
Hilmar Bürger
Fotos: Peter Frenkel (6), JW/Archiv (1), Wolfgang Fröbus (1)

Egal, wie das Wetter ist – die Potsdamer Kanu-Flottille zieht's hinaus auf den Templiner See.







Als Erinnerung bleibt die Halskrause

Jubelnd halten diese Genossen aus dem Bernhard-Bästlein-Regiment unserer Truppenluftabwehr zwei graue Ringe hoch; Teil ihrer Waffen, der Fliegerabwehrraketen. Es sind Diffusor-Deckel. Doch die Soldaten nennen sie Halskrause, weil sie vorn den Raketenrumpf abschließen. Beim Start werden sie abgesprengt, derweil das Projektil, getragen von der gewaltigen Schubkraft der Triebwerke, dem Luftziel entgegenfliegt. Als einzige Erinnerung an die Rakete verbleibt der Deckel in der Startstellung: Andenken an einen gelungenen Start. Die beiden Halskrausen sind nicht die einzigen, die die Genossen des Truppenteils vorweisen können. Jedesmal, wenn sie vom Schießplatz wieder abfahren, befinden sich solcherart „Souvenirs" in ihrem Gepäck. Symbol ihrer Erfolge. Stets erfüllten sie alle ihre Gefechtsaufgaben, kehrten sie mit guten und sehr guten Ergebnissen zurück. Denn: auf dem Schießplatz ankommen, sehen und siegen – das ist nicht drin. Grundlage ihrer Erfolge ist fortlaufendes hartes Training. Im Gefechtsdienst haben sie sich stabile Fähigkeiten angeeignet und gelernt, die Technik perfekt zu beherrschen, ringen sie unermüdlich darum, die Zeit- und Qualitätsnormen einzuhalten. Lohn aller Mühen: Treffer mit der ersten Rakete – und die Halskrause als Erinnerungsstück.

Spicki / Fotos: A. Tessmer



Immer wieder erhalten wir Leserbriefe mit Fragen zu militärischen Berufen. Mit einem leicht gekürzten Auszug aus dem Berufsbilderkatalog (Offiziere) beantworten wir heute unter anderem die Zuschriften von Klaus-Dieter Schramm aus Senftenberg, J. Brückner aus Stralsund, Werner Haensel aus Berlin, Gerd Mirsch aus Zeitz, Arno Eckert aus Weimar und Jens Karbowski aus Fürstenwalde zur Laufbahn der

Kommandeure von Einheiten der Raketentruppen und Artillerie

Die Raketentruppen und Artillerie sind eine Waffengattung der Landstreitkräfte.
Die **Raketentruppen** sind die Hauptfeuerkraft der Landstreitkräfte; sie können Raketenschläge schnell, überraschend, sehr genau, in jedem Gelände und zu jeder Jahres- und Tageszeit führen. Zu ihnen gehören sowohl operativ-taktische und taktische Raketen auf mobilen Startrampen sowie die erforderlichen raketentechnischen Einrichtungen als auch Einheiten des meteorologischen Dienstes und Vermessungseinheiten, die über Funkmeßstationen und automatische Vermessungseinrichtungen verfügen.
Die **Artillerie** ist das stärkste Feuermittel zur unmittelbaren Unterstützung der mot. Schützen- und Panzertruppen in allen Gefechtsarten. Sie kann das Feuer unter beliebigen Bedingungen schnell, überraschend und mit hoher Wirksamkeit führen. Die Feuereinheiten der Artillerie sind mit Geschützen, Geschoß- und Granatwerfern sowie Panzerabwehrlenkraketen ausgerüstet; ihre Gefechtshandlungen werden von Einheiten der Artillerieaufklärung, des Artillerievermessungsdienstes und des artilleriemeteorologischen Dienstes sichergestellt.

Tätigkeitsmerkmale

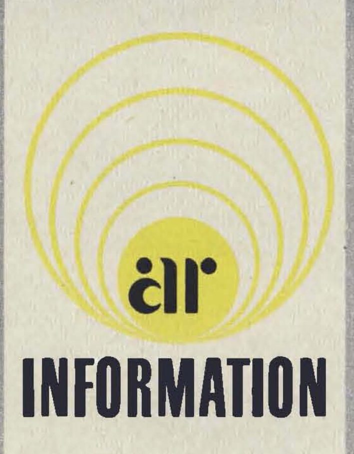
Der Kommandeur einer Raketen- oder Artillerieeinheit ist Vorgesetzter aller Angehörigen seiner Einheit. Als militärischer Einzelleiter verwirklicht er die Einheit von politischer und militärischer Führung. Er trägt die Verantwortung für die politische und Gefechtsausbildung seiner Unterstellten, für ihre Erziehung zu hoher militärischer Disziplin und Ordnung. Er hat die stete Einsatzbereitschaft der Bewaffnung und Kampftechnik sowie die Gefechtsbereitschaft seiner Einheit zu garantieren.

Wird der junge Leutnant nach Abschluß der Offiziershochschule als Feuerzugführer eingesetzt, so stellen sich ihm folgende Aufgaben: die Soldaten und Unteroffiziere seines Zuges politisch zu erziehen. und als Schulungsgruppenleiter die politische Schulung der Soldaten zu leiten; die Gefechtsausbildung durchzuführen bzw. die Gruppen- und Geschützführer dabei anzuleiten (Taktik der Raketentruppen und der Artillerie, allgemeine Taktik, Feuerdienst zum Handhaben und Bedienen der Raketensysteme und Geräte bzw. Training der Handlungen zur Bedienung der Geschütze, Aufbau, Nutzung und Wartung der Raketensysteme, Aufbau der Geschütze, Geräte und Munition, Raketen- bzw. Artillerieschießlehre, Vermessungsausbildung, Meteorologie, Pionierausbildung, Ausbildung im Schutz vor Massenvernichtungsmitteln, physische Ausbildung); eine straffe militärische

Disziplin und Ordnung durchzusetzen; die Pflege und Wartung der Bewaffnung und Ausrüstung zu leiten. Im Gefecht hat der Feuerzugführer schnell die Feuerbereitschaft seiner Einheit herzustellen und die Feueraufgaben im Interesse anderer Waffengattungen zu erfüllen sowie das Zusammenwirken mit ihnen zu verwirklichen.

Spezifische Anforderungen

Der Kommandeur einer Raketen- oder Artillerieeinheit erfüllt im Gefecht Aufgaben zur Unterstützung anderer Waffengattungen. Er muß folgenden spezifischen Anforderungen gerecht werden: Ihm obliegt die Aufgabe, sozialistische Soldaten zu erziehen und zu militärischer Meisterschaft auszubilden. Er muß selbst die Ausrüstung und Bewaffnung seiner Einheit beherrschen. Es werden hohe Genauigkeit, Gründlichkeit und Sauberkeit beim Zeichnen verlangt. Er muß ein gutes Auffassungsvermögen und Übung im sicheren, schnellen Rechnen sowie im Umgang mit mathematischen Tabellen haben. Es sind fundierte Kenntnisse über elektrotechnische und elektronische Schaltungen und Regeleinrichtungen erforderlich. In seiner Tätigkeit werden Entschlossenheit, Reaktionsschnelligkeit, Umsicht und Initiative im Handeln verlangt.
Vorteilhaft für diese Kommandeursrichtung ist der Facharbeiterabschluß als Vermessungsfacharbeiter, Facharbeiter für Datenverarbeitung, für BMSR-Technik oder für Fertigungsmittel, Elektromechaniker, Elektronikfacharbeiter, Feinmechaniker, Instandhaltungsmechaniker, Maschinen- und Anlagenmonteur bzw. Zerspanungsfacharbeiter. Vorausgesetzt wird, daß der Offiziersbewerber in der GST das Abzeichen „Für vormilitärische und technische Kenntnisse" der Stufe II einer Laufbahn erwirbt.



INFORMATION

Das war schon:

Wege zum Offiziersberuf
AR 1/1981

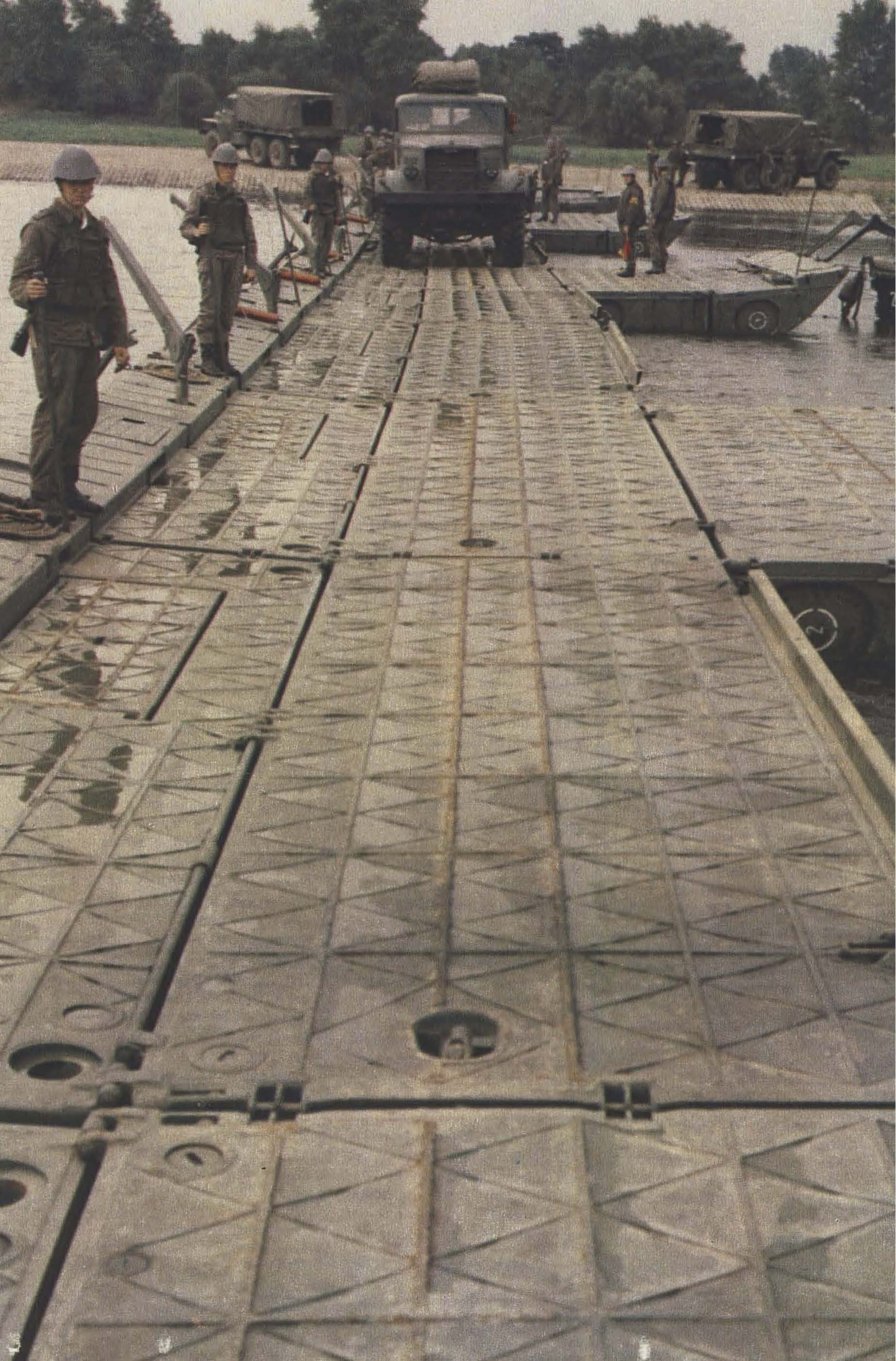
Kommandeure von mot. Schützeneinheiten
AR 3/1981

Ziel und Inhalt der Ausbildung

Die Offiziershochschule setzt sich zum Ziel, einen sozialistischen Offizier auszubilden, der fähig ist, eine Raketen- oder Artillerieeinheit im Gefecht zu führen und die ihm unterstellten Armeeangehörigen zu einem sozialistischen Kampfkollektiv zusammenzuschließen.
Die spezielle Ausbildung umfaßt die Taktik der Raketentruppen bzw. Artillerie, die allgemeine Taktik, die Raketen- oder Artillerieschießausbildung, die technische Ausbildung (Aufbau, Handhabung und Wartung der verschiedenen Raketen- und Artilleriesysteme, der optischen Geräte, der Funkmeßtechnik, der automatischen Vermessungseinrichtungen und elektronischen Rechner), den Feuerdienst (Handhabung und Bedienung der Raketensysteme bzw. Geschütze, Granat- und Geschoßwerfer), die Pionier- und Nachrichtenausbildung und die Ausbildung im Schutz vor Massenvernichtungsmitteln.
Das Studium an der Offiziershochschule der Landstreitkräfte „Ernst Thälmann" in Löbau schließt das Vermitteln von Kenntnissen für die Führung einer Start- bzw. Artilleriebatterie sowie die Einweisung in die Aufgaben und den Einsatz einer Raketen- bzw. Artillerieabteilung ein. Zur Ausbildung gehören mehrwöchige Truppenpraktika.

Einsatz- und Entwicklungsmöglichkeiten

Nach erfolgreichem Abschluß der Offiziershochschule erfolgt der Einsatz entsprechend der speziellen Ausbildung als Feuer- oder Führungszugführer in einer Raketeneinheit bzw. Artilleriebatterie, als Zugführer in einer Aufklärungs-, Vermessungs- oder Artillerieinstrumentalaufklärungseinheit, als Zugführer eines technischen Zuges in einer Raketeneinheit oder als Offizier für Lenk- und Triebwerkseinrichtungen in einer Raketenstartbatterie.
Hat sich der junge Leutnant in der 1. Offiziersdienststellung Erfahrungen angeeignet und seine Kenntnisse im Truppendienst vervollkommnet, so kann er – zumeist nach zwei bis vier Jahren – als Batteriechef bzw. in gleichgestellte Dienststellungen eines Abteilungsstabes eingesetzt werden. In der weiteren Entwicklung ist das Studium an einer Militärakademie und das Einnehmen einer höheren Dienststellung möglich.

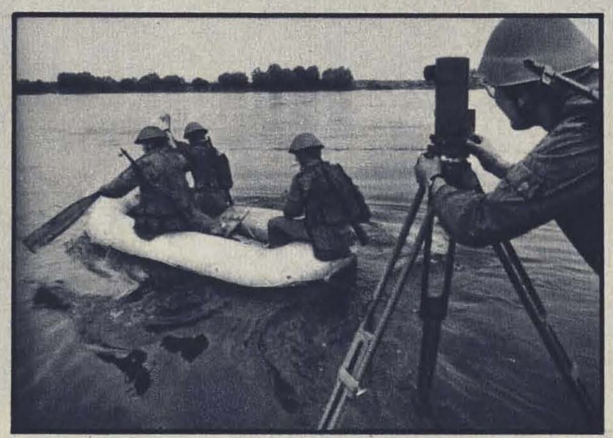




Militärischer Brückenbau ist auch heute, trotz moderner Technik und vielen körperlichen Erleichterungen, keine mühelose Arbeit. Solche Übersetzstellen sind für den Pionier eine harte Bewährungsprobe. Kollektives Handeln, technisches Können, Schnelligkeit, Mut und Kraft sind zu beweisen, wenn es heißt:



Zum Brückenschlag *vorwärts!*





Im schützenden Dunkel der Nacht hat eine Pontonkompanie den befohlenen Sammelraum erreicht. Nach langem Nachtmarsch harren übernächtigte Männer in den Fahrerkabinen der KrAZ 255 auf den Einsatzbefehl, warten sie darauf, ihre Pontons in den Fluß abwerfen zu können. Währenddessen gleiten, nur wenige tausend Meter entfernt, Aufklärer in einem Schlauchboot lautlos über den Fluß. Sie suchen das Ufer, erkunden Sandbänke und klären die An- und Abfahrtswege zur Brückenstelle auf. Präzise Arbeit mit dem Nivelliergerät. Wenn sie im Morgengrauen zurückkehren, werden sie dem Kompaniechef alle für seine weiteren Befehle notwendigen Daten melden.
Noch während im Sammelraum Melder von Fahrzeug zu Fahrzeug hasten, sich an der langen LKW-Schlange Befehle zum Herstellen der Marschbereitschaft fortpflanzen, haben bereits Schützenpanzerwagen, von Schwimmpanzern unterstützt, das Wasserhindernis überwunden. Am jenseitigen Ufer bilden die mot. Schützen einen Brückenkopf. Diesseits aber stoppen die mittlerweile zur Brückenstelle geleiteten Pontonfahrzeuge. Eilig werden Marschverzurrungen und Transporthaken an den merkwürdig gefalteten Brückenteilen gelöst. Keine Minute soll nachher verloren gehen, denn die Truppe wartet auf die Übersetzstelle, will den Brückenkopf erweitern und den Angriff fortsetzen.
Scheinbar gemächlich schlängelt sich der stählerne Riesenwurm der Pontonkompanie dem Flußbett entgegen. An ihrer Spitze ein halbes Dutzend Lkw URAL mit Bugsierbooten auf dem Buckel – die Bootsgruppe.





Zwei Pontonzüge folgen. Deren schwere KrAZ sind mit Fluß- und Uferpontons beladen. Mit kraftvoll dröhnenden Motoren wühlen sich die Transportfahrzeuge durch den Uferschlamm der Flußniederung. Mal nach links, mal nach rechts drehen die Fahrer die Lenkräder, weichen so tückischen Hindernissen aus. Sie steuern parallel zum Ufer. Was nun folgt, ist Minutensache.
Dem Flaggensignal des Brückenkommandanten folgend, schwenkt Fahrzeug auf Fahrzeug ein. Abstand etwa zehn Meter. Noch während die wuchtigen Dreiachser ausrollen, werden Türen aufgerissen, springen die Pontoniere in den Uferschlamm. Indem die einen mit Flaggenzeichen die schon rückwärtsstoßenden Kolosse in Richtung Fluß weisen, warten die anderen an den Sperrklinken auf ihren Augenblick. Der ist gekommen, wenn die Hinterachsen der Fahrzeuge im seichten Wasser untertauchen. Maßarbeit im Zusammenspiel aller Männer ist gefragt!

Jetzt das Kommando: „Ponton wasserwärts!" Ein kräftiger Ruck an der Sperrklinke – der Ponton ist frei. Donnernd gleitet er hinab, klappt auseinander wie eine Riesenziehharmonika. Einer nach dem anderen, für Sekunden meterhohe Wasserfontänen hochschleudernd. Ein imposanter Anblick. Ungestüm zerren die Hohlkörper an den Halteleinen. Das ist der rechte Zeitpunkt für die mit Staken und Pontoniereisen sprungbereiten Brückenbauer. Noch halten die Transportfahrzeuge mit aufheulenden Motoren die schnell abtreibenden Brückenteile im flachen Was-



ser, und schon haben die Soldaten die Decks geentert. Koppeln die einzeln treibenden Pontons schnell zu einem Brückenband. Die Pioniere eilen zu den Deckverschlüssen, setzen ihre Brechstangen ähnelnden Pontoniereisen an. Ziehen, drücken, werfen ihr ganzes Körpergewicht gegen die Stangen. Gleitschienen werden geschlossen, Dämpferseile gelöst. Keiner ist untätig. Keiner, der nicht auch beim Nebenmann mit zupackt. Meine Arbeit, deine Arbeit – solch eine Trennung ist hier nicht gefragt. Es ist unsere Brücke, und so greift jeder dem anderen unter die Arme, handeln sie gemeinschaftlich, um der wartenden Truppe schnell ihre Verkehrsader zu übergeben.
Während die vorher unterstrom zu Wasser gebrachten Bugsierboote mit ihren Geschirren am Leichtdeck der Pontons anlegen und Dämpferseile an der Brücke festgemacht werden, beginnen die Pontoniere schon mit dem Aufrüsten, um Zeit zu gewinnen. Das heißt: Sie setzen Kranbalken und Anker. Und sie ordnen die Halteleinen, schießen sie auf, wie der Fachmann sagt. Gleichzeitig schwimmen die Bootsführer die zu voller Länge gewachsene Riesenschlange in die Brückenachse ein. Das drängende Brummen der Bootsmotoren läßt nur ahnen, wieviel Wattleistungen notwendig sind, um die Brücke gegen die Strömung zu halten.
Nun ein schnarrendes Geräusch der Uferpontons dies- und jenseits, für die Brückenbauer das Signal zu einer letzten Anstrengung. Noch einmal spannen sich die Muskeln, steigt den Pionieren vor Anstrengung das Blut zu Kopf: Die Auffahrtstafeln, jede vier Zentner schwer, sind anzuheben. Dann klatschen sie dumpf aufs Ufer.
Nur Sekunden noch, und das erste Fahrzeug kann über die Brücke poltern. Die Verbindung zum anderen Ufer ist geschlagen.

Major Klaus König
Fotos: Ernst L. Bach

Seine Berufsentscheidung -



Fähnrich

Sein Rat ist viel gefragt – im täglichen Soldatenleben, aber auch in der Gefechtsausbildung. Als erfahrener Hauptfeldwebel kennt er sich genauso in der Ausbildung aus wie im Innendienst seiner Panzerabwehrlenkraketenbatterie – er, ein
Fähnrich der Nationalen Volksarmee.

Er trägt durch sein Vorbild und erzieherisches Wirken maßgeblich zu bewußter Disziplin und hoher Gefechtsbereitschaft der Kampfkollektive bei.
Er gewährleistet durch seine Umsicht, sein Organisationstalent und sein soldatisches Können den reibungslosen Dienstablauf in der Einheit – er, ein
Fähnrich der Nationalen Volksarmee.

Der Fachschulabschluß sichert ihm Erfolg und Erfüllung in seinem Beruf. Es ist ein anspruchsvoller Beruf. Ein Beruf, dem der bewaffnete Schutz unseres sozialistischen Vaterlandes das Gepräge gibt. Ein militärischer Beruf.

So wird man Fähnrich:
Nach Abschluß der 10. Klasse der polytechnischen Oberschule und einer Facharbeiterausbildung:
1. Besuch eines Unteroffizierslehrganges, drei Jahre Dienst als Berufsunteroffizier und Absolvierung eines einjährigen Fähnrichlehrganges mit anschließender zweijähriger praktischer Ausbildung in einer Fähnrichdienststellung
2. Zwei Jahre Studium als Fähnrichschüler an einer militärischen Lehreinrichtung
3. Drei Jahre Direktstudium als verpflichteter Fähnrichbewerber an einer zivilen Fachschule, anschließend drei Monate militärischer Lehrgang

Entscheide dich frühzeitig für den militärischen Fachschulberuf!

Bewirb dich in der 9. Klasse!

Nähere Auskünfte erteilen die Beauftragten für Nachwuchssicherung an den Schulen, die Wehrkreiskommandos und die Berufsberatungszentren.



Suworow-Schüler





Acht Suworow-Schulen gibt es heute in der UdSSR; sie befinden sich in Moskau, Leningrad, Minsk, Kasan, Kiew, Kalinin, Swerdlowsk und Usuri. Benannt nach dem überragenden russischen Feldherrn Alexander Wassiljewitsch Suworow (1729 bis 1800), wurden die ersten im Jahre 1943 für die Söhne gefallener Soldaten, Partisanen und anderer Sowjetbürger gegründet. Viele Kriegswaisen fanden hier ein neues Zuhause. Heute bereiten sich hier Jungen aus allen Völkerschaften der UdSSR auf den Besuch einer Offiziershochschule vor.
Nach dem Abschluß der 8. Klasse sowie entsprechender Wissens-, sportlichen, gesundheitlichen und Taug-







lichkeitsprüfungen beginnt für sie die Ausbildung an dieser Militärschule. Sie endet nach zwei Jahren mit der Hochschulreife. Das Lehrprogramm der Suworow-Schüler entspricht dem der allgemeinbildenden sowjetischen Oberschulen, hinzu kommt jedoch noch eine beträchtliche Stundenzahl für militärische Grundlagenfächer. Der Andrang zu den Suworow-Schulen ist außerordentlich groß: um je einen Platz bewerben sich alljährlich fünf bis sechs Jungen. Ehemalige Suworowziki sind überall in der Sowjetarmee zu finden. Und inzwischen gibt es auch schon etliche Generale, die einst an der Suworow-Schule ihre Laufbahn begonnen haben . . .

G. R.

Fotos: L. Jakutin



Illustration: Fred Westphal

Der

Es war einmal ein Soldat. Eines Tages mußte er seinen Standort verlassen, weil ihn ein Befehl in eine andere Gegend beorderte, wo, wie ihm ein anderer erzählt hatte, die tollsten Mädchen auf Bäumen wachsen, die man zärtlich schütteln muß, damit die Schönste sanft herunterfällt.
Mit dieser Geschichte im Sinn kam Olaf in der Stadt seiner Bestimmung an. „Nu sindse in Leibzsch, mei gudsder Gorbeegling", sagte sein zufälliger Reisegefährte. „Nu steckense ma ihren Bobltum in unsren Leibzscher Griemelgäshe."
Olaf verstand auf dem Bahnhof Bahnhof. Dieses Sächsisch war ja eine Ruchlosigkeit des Maulwerks mit vorgeschobenem Unterkiefer, greulich!
Auf der neuen Soldatenstube lagen fast nur Sachsen. Wenn die mit Feuer und Flamme beim Thema 1 waren, rätselte Olaf, was dieses oder jenes Wort wohl bedeuten könne. Nach und nach bekam er mit, daß die Leipziger Mädel am drolligsten sind, wenn sie Hochdeutsch sprechen, stets Bordmonäh sagen, aber nicht wissen, wie es geschrieben wird, sich gern andichten lassen und oft am Goethe-Denkmal stehen, weil davor der Naschmarkt ist.
Apropos Goethe. Der schätzte die Leipzigerinnen sehr, besonders das Käthchen Schönkopf, die Friederike Oeser und die Ulrike von Levetzow, um deren blutjunge Hand er als 74jähriger (!) anhielt.
„Leibzsch", sagte der Wortführer der Sachsen zu Olaf, „ist ein weithin leuchtender Straßenstern, der Augapfel der schönen Städte unsres Landes. Nicht umsonst wurden hier Richard Wagner, Gottfried Wilhelm Leibniz, Max Klinger und Bruno Apitz geboren. Awer du wersd schon sehen."
Beim ersten Ausgang schleppten die Sachsen Olaf in eine Disco. „Jetzt wersde 'ne Menge Käth-

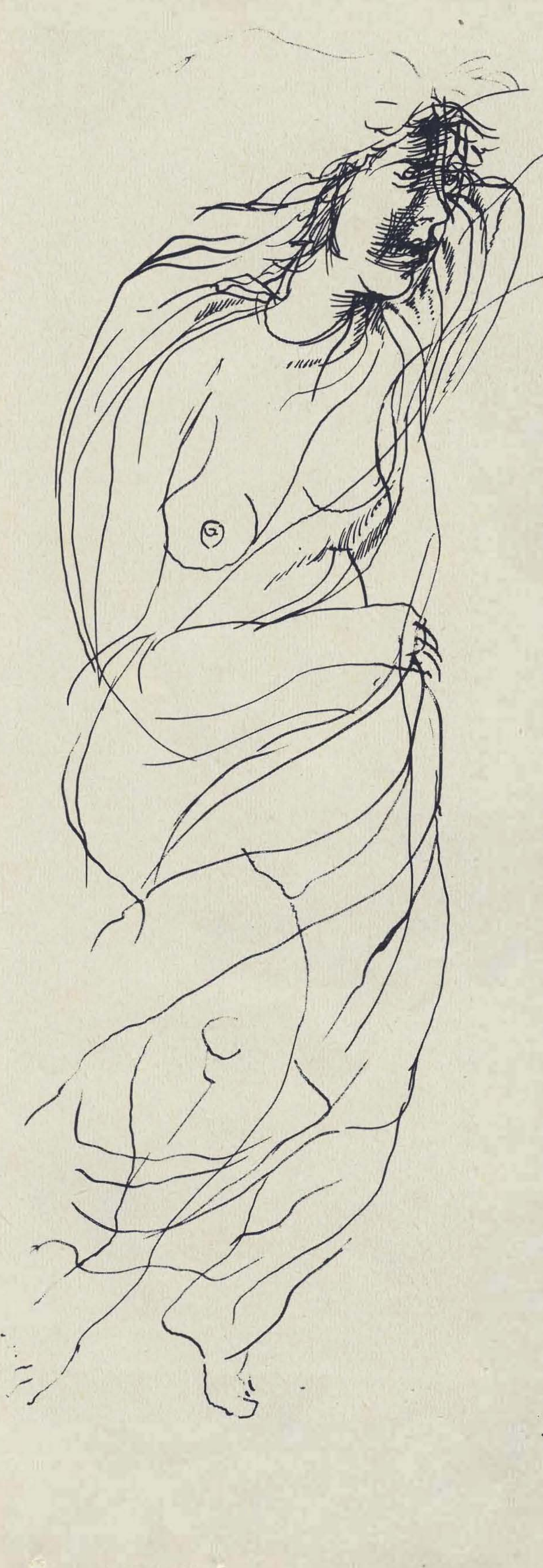
Kurzgeschichte von Unteroffizier d. R. Kurt-Rudolf Böttger

Sachsen-Gefreite

chen, Friederikschen und Ulrikschen gännelernen. Aber lach' derr blohß geene Schbinnahdwachdl oder Mäggerzieche an."
Olaf tat sein Bestes. Und so lernte er ein Mädchen kennen, das von einem der zärtlich zu schüttelnden Bäume gefallen schien und perfekt Sächsisch sprach.
„Kannst du nicht anders?" fragte er. „Ne", antwortete die Schöne, „quatschen tu ich Sächsisch, schreiben Hochdeutsch." Na ja, dachte unser Soldat, Liebe kann manches ändern. Verfolge deine Strategie mit den richtigen taktischen Schritten. Zuerst Aufklärung. Kein Stoßtrupp. Später Sturmangriff. Hände, Hemde hoch!
Einfach war das nicht. Am Ende der Disco war das Mädchen Constanze plötzlich verschwunden. Beim Wiedersehen fuhr sie mit „eener Freindin im Drabbi heem". Erst nach Wochen klappte es. Auf dem Sienachhausebringweg fragte er, um überhaupt was Sinnvolles zu sagen, wo sie arbeite. „In ä Gaffee. Wir hamm awer nicht blohß Bliemchenlorge un Guchen, sondern och Gaggau, Rahwenflehden, ne Drahdgommode und viel Gaggsch. Bei uns vergährn 'ne Masse Giggerliesen un Bussierschdängl."
Olaf nickte und paßte sich zaghaft ihrem Tonfall an. Das gefiel dem oft schalkhaft lachenden Mädchen. An der Haustür nahm sie ihn bei „der Riewe" und gab ihm einen „Guß uff de Gusche".
Olaf war hin und her gerissen.
„Biß zum näschsten Mal", flüsterte sie. „Nacht och!"
Alle Bitten, die Constanze bewegen sollten, mit ihm Hochdeutsch zu sprechen, bewirkten nichts. Das Mädchen war bildschön, aber wenn es „de Gusche ufftat, nee". Sie belehrte ihn: „Och Goethe quatschte ganz gut Sächsch. Fontane och, der in Leipzsch bei 'nem Giftmischer in de Lähre ging. Bach sprach Sächsch und Latein. Un Heine hadd seine Lorelei gerne in Sächsch gehehrt. Wenn de mich liebst, dann mußte mer och verstehen." Da war sogar was Wahres dran.
Es gibt, überlegte der inzwischen zum Gefreiten beförderte Olaf, vier erfolgversprechende Möglichkeiten. Erstens: Du liebst sie wie verrückt und hältst ihr beim Schmusen die „Gusche" zu. Zweitens: Du legst dir ein Sächsisch-Deutsches Wörterbuch an. Drittens: Oder du sprichst mit ihr Russisch, vielleicht auch Englisch. Viertens: Du lernst die Lorelei in Sächsisch. Das muß die doch beeindrucken!
Zuerst mühte er sich, ständig seine sächsischen Stubengenossen befragend, mit dem Sächsisch-Deutschen Wörterbuch ab: Bobldurm – Nase, Gorbeegling – dünner Mensch, Griemelgäshe – allerhand Gegenstände oder Kleinigkeiten, Schbinnahdwachdl – unsympathische Frau, Mäggerzieche – hysterische Frau, Bliemchenlorge – Malzkaffee, Riewe – Kopf, Giftmischer – Apotheker, Deegaffe – Bäcker, Bussierschdängel – Don Juan, Biezgreede – Säugling . . .
Er frischte seine Fremdsprachenkenntnisse auf. Schließlich paukte er ein Gedicht eines verseschreibenden Unteroffiziers, das so begann:
„Ich weeß genau, das eich das int'ressiert,
wie mer ä echten Leibzscher produziert . . ."
Und er versuchte Constanze, soweit das mit zugehaltener „Gusche" möglich war, zu lieben.
Nach einem halben Jahr sprach er besser Sächsisch als sie, ja, er kannte Worte, die seine Liebste noch nie gehört hatte, weil diese Worte schon historisch gewordenes Sächsisch waren: Glicks-Teppchen (Tombola), Pumpelmeise (Blaumeise), Zwärnbogg (Schneider), Bärrbeli (Regenschirm) . . .
Dann ließ er folgende schriftliche Einladung zu einem Rendezvous los: „Meine kleene Knutschgusche, gomme morschen um Sexe in eener scheenen Fahne un dollen Laadschen an denn Schbazzierhällsern zu Deinem Ohlafff, der deine Riewe in seine Flossen nähm will, um Deine siße Dreggschleider un Glozzen zu gissen. Meinen Affengassdn un Rotzkocher bringe ich mit. Ich sähne mich nach Deinem Wandsd und Deiner Gewärznällge. Dein Ohlafff."
Die Antwort kam prompt. In Hochdeutsch. „Ich bin entsetzt, daß ein gebildeter Mensch, der behauptet, seine Herzensdame wäre ich, derart abnorm-vulgäre Worte zu Papier bringen kann. Eine Fortsetzung unserer Druschba ist nur möglich, wenn er mich gesittet umwirbt."
Olaf vollführte einen Luftsprung. Auf der Sturmbahn war er an diesem Tag Spitze, bei den Vorbereitungen zum Ausgang wie ein Bräutigam kurz vor der Trauung. Dann stand er da, wie aus dem Ei gepellt. Der Zugführer, der die kleine Parade seiner Stadtgänger abnahm, war als guter Pädagoge bekannt. So auch diesmal. Er belobigte Olaf mit einem verlängerten Ausgang.
Constanze erschien als Dame von Welt. „Disco? Nein!" Sie sprach ein Hochdeutsch, das oft an den Vokalen aneckte und deshalb unnatürlich übertrieben klang.
Olaf fiel absichtlich ins Sächsische zurück und erhielt dafür einen strafenden Blick.
„Ich bin jetzt ein knappes Jahr hier, Constanze. Warum hast du in dieser Zeit so schauderhaft Sächsisch gesprochen?"
Sie lehnte sich an ihn. „Um dich nicht gleich zu nahe kommen zu lassen." Sie lachte. „Du weißt ja nicht, wie die Sachsen 'rangehn. Sie sagen, na, was machsde Scheenes?, und schon machen *sie* was."
Er drückte sie fest an sich und flüsterte Sächsisch: „Ich mecht mit dir zusammenwachsen, vom Koppe heeß bis zu den Haxen!"




ar



Ich prüf das Jahr

Ich prüf das Jahr, doch find ich nicht
den Glückstag, jenen Tag im Jahr,
an dem ich dir so eng, so dicht
wie nie zuvor verbunden war.

Im Probensaal am späten Tag.
Zu unserm Ärger brannte Licht.
Ich zeigte sehr, wie ich dich mag.
Du flüstertest: Die Leute! Nicht!

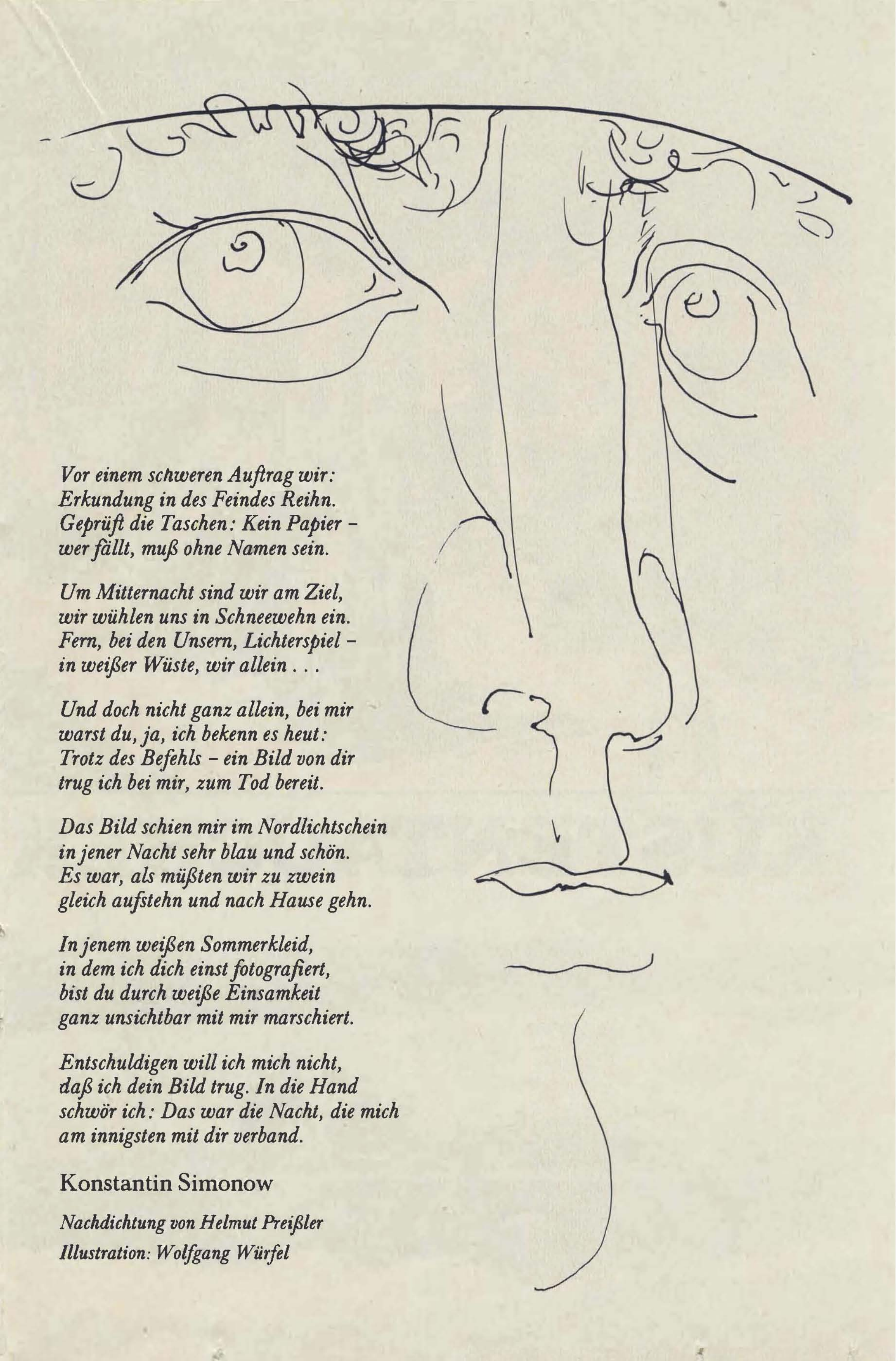
Ich seh noch heute dein Kostüm,
ein Umhang wie ein Sternenmeer –
und plötzlich flohst du ungestüm
von Spiel und Bühne zu mir her.

Doch nein. Es wird gewesen sein
beim Kurzurlaub, ein Tag war's nur,
als ich, um früh bei dir zu sein,
den Wagen nachts zuschanden fuhr.

Wie schläfrig, schläfrig kamst du da
aus deinem Bett, wie warm, wie dicht
hast du dich angeschmiegt, wie nah
war mir dein Körper, dein Gesicht!

In deinen Adern spürte ich
dein Blut: Es schlug in meiner Hand!
Vielleicht war's jene Früh, die mich
am innigsten mit dir verband.

Doch nein, auch da nicht. Sonderbar:
so nah und doch am nächsten nicht.
Jetzt weiß ich endlich, wo es war:
Ein Fels und Nacht und Schnee fällt dicht...



Vor einem schweren Auftrag wir:
Erkundung in des Feindes Reihn.
Geprüft die Taschen: Kein Papier –
wer fällt, muß ohne Namen sein.

Um Mitternacht sind wir am Ziel,
wir wühlen uns in Schneewehn ein.
Fern, bei den Unsern, Lichterspiel –
in weißer Wüste, wir allein . . .

Und doch nicht ganz allein, bei mir
warst du, ja, ich bekenn es heut:
Trotz des Befehls – ein Bild von dir
trug ich bei mir, zum Tod bereit.

Das Bild schien mir im Nordlichtschein
in jener Nacht sehr blau und schön.
Es war, als müßten wir zu zwein
gleich aufstehn und nach Hause gehn.

In jenem weißen Sommerkleid,
in dem ich dich einst fotografiert,
bist du durch weiße Einsamkeit
ganz unsichtbar mit mir marschiert.

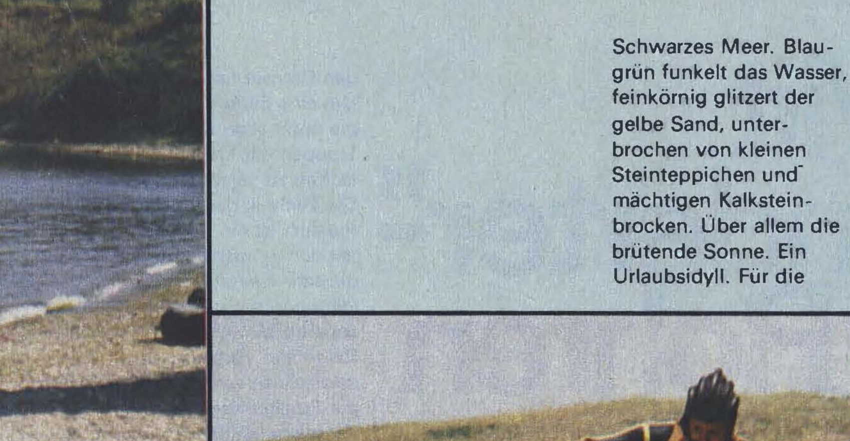
Entschuldigen will ich mich nicht,
daß ich dein Bild trug. In die Hand
schwör ich: Das war die Nacht, die mich
am innigsten mit dir verband.

Konstantin Simonow

Nachdichtung von Helmut Preißler
Illustration: Wolfgang Würfel

KÜSTENTAUCHER





Schwarzes Meer. Blaugrün funkelt das Wasser, feinkörnig glitzert der gelbe Sand, unterbrochen von kleinen Steinteppichen und mächtigen Kalksteinbrocken. Über allem die brütende Sonne. Ein Urlaubsidyll. Für die Fallschirmjäger der bulgarischen Volksarmee indes eine besondere Ausbildungsstätte. Sie trainieren in der Bucht das Tauchen im offenen Gewässer und über größere Strecken. Am Strand ausgerichtet die Khakiuniformen, die farbigen Drucklufttauchgeräte und Schwimmflossen. Bevor es ins Wasser geht, werden die jungen Soldaten nochmals eingewiesen: Wo liegen die Strömungen in der Bucht? Wann wechseln die Temperaturen in den Wasserschichten? Wie sind die Geräte zu benutzen? Wie hat man sich bei plötzlich auftretenden komplizierten Situationen zu verhalten? Sicherheit wird zu jeder Minute großgeschrieben. Für alle Fälle kreuzt ständig ein Pionier-Sturmboot auf dem Meer. Ausgerüstet mit den notwendigsten Rettungsmitteln – und mit einem Arzt.



Sind die ersten Übungen zufriedenstellend verlaufen, steigen die Anforderungen: Absprung mit dem Fallschirm, Annähern an den „Gegner" über und unter Wasser, Anbringen von Sprengladungen, Errichten von Sperren. Jetzt kommen die schwarzen Naßtaucheranzüge aus Neoprene, die Schlauchboote, Maschinenpistolen, Messer und Minen zu ihrem Recht. . .

Spicki

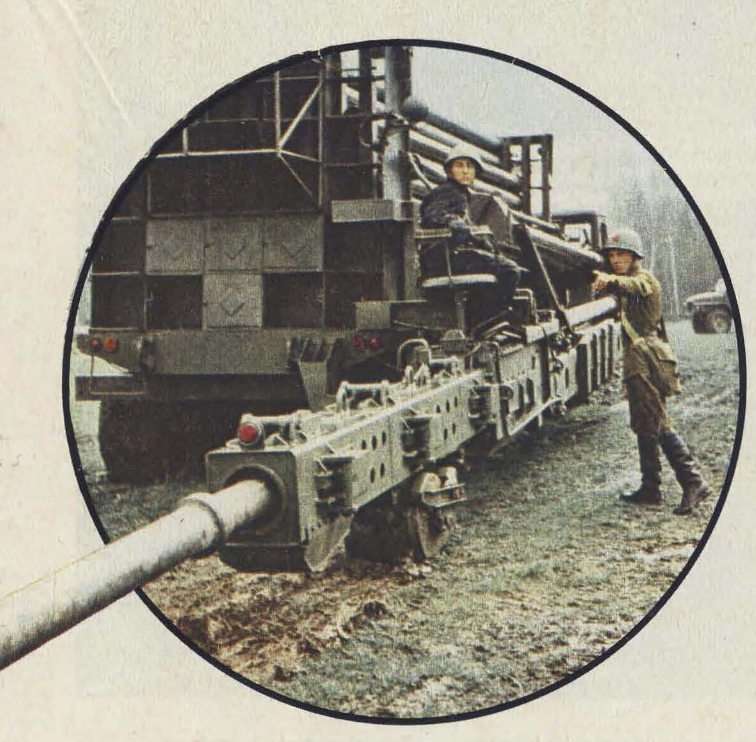
Fotos: „Bulgarski woin"



Mit „Hunderter"-Rohren

Eine eigentümliche Fahrzeugkolonne, bestehend aus Transport-Kfz mit „Rohrpackungen" und Kranwagen, rollt über die Landstraße. Ihr Tempo ist mäßig, aber dennoch zügig. Regulierer begleiten die schweren Rad- und Kettenfahrzeuge. Dort wo die vollbepackten Brummer eingewiesen werden, lösen sich die einzelnen Teile des Marschbandes auf. Die Landefahrzeuge fahren jetzt weit auseinandergezogen, mit stark gedrosseltem Tempo. In regelmäßigen Abständen schiebt sich ein Kranwagen dazwischen.
Im vorgesehenen Geländeabschnitt greift der Kran ganze Bündel der graugrün gestrichenen, etwa 100 mm starken Rohre und legt sie ab. Verlegekommandos übernehmen die stählernen Halme und legen sie einen an den andern in eine vorher abgesteckte Trasse. Nahe des Gebüschrandes, in Straßengräben, an Feld- und Waldraine. Soldaten eines anderen Kommandos bringen Verbindungsstücke, Dichtungen, Sperrschieber. Schnell entsteht aus Rohren und Zubehör eine stetig wachsende Leitung – eine Feldpipeline, aus der bald die fahrende Technik aller Waffengattungen ihren Diesel oder ihr Benzin schlürfen kann.
Der aufmerksame Leser wird bereits gemerkt haben, daß es sich um eine Spezialtruppe der rückwärtigen Dienste handelt, die hier wirkt. Um eine Einheit des TS-Dienstes, die unter allen Bedingungen die Truppen mit Treib- und Schmierstoffen zu versorgen hat.
Die Technik der Versorgung per Pipeline ist ein tragender Bestandteil der komplexen TS-Versorgung, die sehr vielseitig ist. Die Rohrleitungen haben gegenüber allen anderen Methoden eine ganze Reihe von Vorteilen. So ist beispielsweise der Treibstofftransport per Pipeline dreimal billiger als mit Kesselwagen der Eisenbahn, da auch ein Umfüllen in Tankfahrzeuge entfällt, weil Benzin und Diesel direkt zu den Betankungspunkten der Truppenteile gelangen. Das ist wohl einer der wesentlichsten Vorteile der Rohrleitungen. Natürlich spielen auch solche Gesichtspunkte eine Rolle wie mögliche Automatisierung, Funktions- und Wetterbeständigkeit, lange Haltbarkeit und einfache Tarnmöglichkeiten. Alles zusammen bildet die Ursache, daß die „grünen Pipelines" einen immer größeren Anwendungsbereich in den sozialistischen Armeen fanden.
1970 z. B. fand in der ČSSR eine Truppenübung unter der Bezeich-





Verlegemaschine des sowjetischen TS-Dienstes. Dieses System legt selbsttätig die Pipeline.

nung „Monitor" statt, an der TS-Einheiten der Sowjetarmee und der Tschechoslowakischen Volksarmee teilnahmen. Damals schon wurden Rohrleitungen mit mechanisierten Systemen über Strecken von mehr als 100 km verlegt. Zum Einsatz kamen Spezial-Kfz mit Pritsche, auf denen die 100-mm-Rohre palettiert waren. Autodrehkrane hoben sie ab, alles andere geschah manuell. Seit einiger Zeit haben die TS-Einheiten der Sowjetarmee eine Verlegemaschine (Kettenfahrzeug), die die Rohrsektionen automatisch kuppelt und ablegt (siehe Foto). Damit wurde der Verlegevorgang wesentlich beschleunigt, wurden die Einheiten beweglicher.

So interessant und neu das alles auch ist, das Prinzip existiert schon seit dem Großen Vaterländischen Krieg der Sowjetunion. Als erstes war die Leningrader Methode da, auch Patent Leningrad genannt. Während der Belagerung der Stadt an der Newa traten durch Beschuß und Tiefflieger große Verluste bei den Versorgungseinheiten ein. Die Tankwagen wurden zu leicht eine Beute des Feindes. Jemand aus dem Stab oder dem Stadtsowjet, niemand kann es mehr genau sagen, hatte die Idee, die Vorkriegserfahrungen aus Baku und anderen Orten der Erdölgewinnung zu nutzen. Leningrader Fabriken lieferten Rohre, die Baltische Flotte die Boote. Die Pipeline wurde vorbereitet. Kaum war der Ladogasee zugefroren, begann der Bau. Eine entsprechende Tarnung noch, und Leningrad erhielt von außen, schnell und ohne Verluste die so wichtigen Treibstoffe.



Transportwagen für palettierte 100-mm-Rohre.
Rechts: Mit modernen Strängen wurde die Moldau durchquert.
Fotos von der gemeinsamen Übung „Monitor" der Tschechoslowakischen Volksarmee und der Sowjetarmee.

Jahre später, in Rumänien, verlegten die „Rohrleger" ihre Leitungen in zwei Hauptsträngen zur Front. Die Länge betrug über 200 km. Über 1 000 t Treibstoffe täglich flossen aus der Pipeline in die Tanks und Kanister der Gefechts- und Transportfahrzeuge der Roten Armee.
Heute ist dieser Rekord längst gebrochen. Da der Anteil der Treib- und Schmierstoffe unter den Bedingungen des modernen Krieges mehr als 60 Prozent der Sicherstellung ausmacht, können Panzer und SPW, Transportkolonnen und Artillerieabteilungen, können Flugzeuge und Schiffe nur dann in Aktion treten, wenn der TS-Dienst reibungslos funktioniert. Wenn Treib- und Schmierstoffe aufgenommen, gelagert, analysiert, transportiert und umgeschlagen werden – bis hin zum letzten Schützenpanzer oder LKW, bis hin in die letzte Raketenstellung.
Das ist Verantwortung und Anliegen der Männer mit der dunkelgrünen Waffenfarbe der rückwärtigen Dienste im TS-Bereich. Beispiel dafür sind auch die Genossen der Rohrleitungseinheit Hepner unseres TS-Dienstes.
„Wenn wir nicht rechtzeitig zur Stelle sind, dann kommt keiner voran. Aber wir sind immer zur Zeit da!" Der das, kraft seiner Erfahrungen des 2. Diensthalbjahres fest versichert, ist 19, trägt Bestenabzeichen und Klassi-Spange, hat vergangenes Jahr den Hebezeugführerpaß erworben, eine Prämie für den technischen Bestzustand seines „Ural" erhalten. Die Rohrleitungseinheit Hepner kämpfte um ein Rotes Ehrenbanner – man kann dem Wort des Soldaten Eckhard Rennefahrt ganz gewiß trauen.
Rohrleitungsgruppenführer Unteroffizier Michael Dankert, zugleich FDJ-Sekretär einer Kompanieorganisation, stimmt dem, was der Soldat sagt, als Fachmann zu. Als ein Fachmann, der, bescheiden, nur eine Klassi-Spange trägt, obwohl er drei davon besitzt: Er hat sich qualifiziert als Militärkraftfahrer, als Pumpenmaschinist und als Monteur für Feldrohrleitungen. Er ist bestrebt, auch mit den neuen Genossen in seiner Gruppe Qualität zu liefern. Gut legen sie die Leitungen schon jetzt. Rohrleitungsmonteure wie die des Unteroffiziers Dankert arbeiten pärchenweise querfeld-, querwaldein und -aus. Immer sind es zwei Genossen: Einer hebt das Rohr an, der andere schließt die Verbindung. Jedes einzelne Alu-Rohr ist 6 m lang, hat einen Durchmesser von 150 mm und wiegt 32 kg. In einer guten halben Stunde montieren die Genossen etwa 0,5 km Rohrleitung. Dabei werden die Rohre von einem Spezialfahrzeug, das vorausfährt, abgeladen und ausgelegt. Die Rohrleitungsbauer verlegen ihre Leitungen über große Entfernungen und überwinden dabei jede Bodenerhebung und jedes Wasserhindernis. Mit 45°- und 90°-Bögen schlagen sie sich durch das schwierigste Gelände. Das ist in jedem Fall anstrengende körperliche Arbeit, kein leichtes Brot.
Liegt die Leitung, wird sie mit einem Druck von 4 at auf ihre Dichtigkeit geprüft, „abgedrückt", wie die Fachleute sagen. Wenn es nirgendwo zischt, ist Qualität montiert worden. Dann wird die Leitung mit einem preßluftgetriebenen „Molch" gereinigt, bevor der

Kraftstoff eingelassen wird. Der „Molch", exakt heißt das Ding elastischer Flüssigkeitsteiler, hat Ähnlichkeit mit einer Mini-Zweistufen-Rakete. Er besteht aus Gummi und besitzt vorn eine Ausnehmung. Dort hinein kommt ein radioaktives Präparat. Mit einem Meßgerät wird der Durchlauf des „Molches" in der Leitung verfolgt, das ist nötig, denn sonst ist er nicht wieder aufzufinden.
„Freilich gibt's den Draht und die Funkverbindung und die Havarietrupps, die an der fertigen Leitung Streife laufen, aber zunächst mal sind die beiden Genossen an jeder Umpumpanlage immer auf sich gestellt, manchmal über Tage hin. Jeder muß seine Funktion beherrschen, muß eigenverantwortlich entscheiden und handeln können." Oberfeldwebel Andreas Drabert weiß da bestens Bescheid. Er hat Anfang der 70er Jahre als Soldat beim TS-Dienst begonnen, wurde zum Unteroffizier und zum Pumpenmaschinisten herangebildet, versteht sein Fach. „Das Schöne bei unserem Dienst ist, daß man sofort sieht, wie eine Gruppe arbeitet. Liegt die Leitung in Normzeit, ist sie dicht, dann kann man sich freuen. Andererseits, treten Fehler auf, läßt sich genau feststellen, welcher Genosse nicht aufgepaßt hat bei seiner Arbeit, aber das kommt nicht oft vor."
Wenn heute weit größere Mengen Treib- und Schmierstoffe bis zur Truppe transportiert werden als je zuvor, so liegt das in der Vollmotorisierung der Armeen begründet. Verbunden damit ist das höhere Tempo der Handlungen auf dem Gefechtsfeld. Das hat die Abhängigkeit der Truppen von Treibstoffnachschub so sehr erhöht. Das erhöht auch die Verantwortung des einzelnen und der Kollektive, des gesamten TS-Dienstes. Ihre Tätigkeit im Rahmen der TS-Versorgung kann nicht hoch genug eingeschätzt werden.
G./E.



Einer der großen Vorteile der Feldpipeline: Der „Sprit" kann ohne Zwischenstufen bis unmittelbar zur Truppe befördert werden.

Fotos: Ungr, „Krasnaja swesda", Tessmer

Erinnerungen an Luanda



Das Sklaven-Museum südlich von Luanda – fast 300 Jahre wurden von hier Angolaner nach Amerika verkauft



Die Straße des 4. Februar 1961.
Mit sechzehn zur FAPLA –
José Pedro António

Im bitterkalten Monat Dezember des vergangenen Jahres war's. In Schönefeld hast du dir in dem von Zubringerbussen, Taxis und vielleicht auch Lauge zu Matsch verwandeltem Schnee vor dem Flughafengebäude quitschnasse Füße geholt. Jetzt, siebzehn Stunden später, stehst du auf dem Flugplatz von Luanda und bist am ganzen Körper naß. Über dreißig Grad plus (nach Celsius). Aber im Schatten. Und eine Luft wie im Brehm-Haus von Dathes Tierpark. Du bist eben in Angola.
Korrekte, doch fast kameradschaftliche Abfertigung bei der Paßkontrolle. Dann der Zoll. Die, die vor dir durchgehen, müssen die Koffer aufmachen. Aber auch mehr pro forma. Nun bist du dran. „Oficial de RDA – Offizier aus der DDR?" – „Ja, camarada! Jornalista." Das schwarze Gesicht wird noch einen Schein freundlicher. Deine Koffer bleiben zu. Dafür eine Handbewegung zum Ausgang – so bittet man einen alten Bekannten in die gute Stube. . .



Die erste Fahrt durch die angolanische Hauptstadt. Du nimmst erst mal nur Farben wahr. Ziegelrote Erde unter postkartenblauem Himmel. Die Pastellfarben der Häuser. Nicht mehr ganz so neu scheint dir das Grün der Pflanzen zu sein, um so greller das Rot der Blüten an den Feuerbäumen. Und die Farben alle, einzeln oder miteinander, findest du in der Kleidung der Menschen wieder. Auch bei den Männern. Vor allem aber bei den Frauen. Bunte Tücher um den Kopf, bunte Tücher über der Brust zusammengeknotet, bunte Tücher um die Hüften geschlungen.
Überhaupt – die Frauen. Augen haben die. Und einen Gang. Und was sie so schleppen: von der Konservenbüchse über die Gas-

flasche bis zur Nähmaschine und dem Fernsehgerät – alles auf dem Kopf, frei balancierend. Dazu noch, in ein Tuch auf den Rücken gebunden, das sagenhaft geduldige Baby. Manchmal tragen auch schon die jungen Väter das Kind auf dem Arm. Aber dann wie. So viel Würde, Eleganz und Behutsamkeit auf einmal!

Zuerst findest du also alles so ganz exotisch. Doch dann entdeckst du auch Lumpen an ausgemergelten Körpern. Siehst endlos scheinende Schlangen vor den Kaufhallen. Du siehst die Musseques: Ganze Stadtviertel von ärmlichsten Hütten aus dürren Ästen und Reisig mit Lehm verschmiert, aus Blechkanistern und Karosserieteilen gebaut. Kein Wasser gibt es dort, keinen Strom, keine Kanalisation. Aber dort leben auch Menschen, und nicht wenige. Du siehst Krüppel, die auf allen Vieren die Bürgersteige entlangkriechen. Kinderlähmung. Für sie kam die Schluckimpfung, die die Volksmacht einführte, zu spät.

Wenn du solches Elend siehst, wird dir ganz anders. Du begreifst, was solche Worte wirklich bedeuten wie Hinterlassenschaft des Kolonialismus, Kriegsfolgen und Auswirkungen konterrevolutionärer Bandentätigkeit.

Was können schon fünf Jahre gegen vierhundert ausmachen? Vierhundert Jahre lang war dieses Land faktisch Kolonie, waren die Angolaner nichts weiter als Sklaven. Noch im 20. Jahrhundert. Sie mußten die Arbeit machen, für die Maschinen zu schade waren. Die schwarzen Hände waren billiger. Und oft geschickter. 130000 Angolaner pflückten zum Beispiel für die 550 europäischen Grund-„Besitzer" die Kaffeebohnen, die die Kolonie zum drittgrößten Kaffee-Exporteur machten und an denen die Weißen noch im ersten Halbjahr 1974 über 173 Millionen Dollar verdienten. Und wieviel verdienten die Angolaner?

Als die portugiesischen Kolonialherren dann 1975 endlich gehen mußten, nahmen sie mit, was sie mitnehmen konnten: Maschinen, Lastwagen, Pläne, Produktionstechnologien, Wissen. Was sie nicht mitnehmen konnten, zerstörten sie, machten es zumindest unbrauchbar.

Von den 28000 schweren LKW, die einmal in Angola fuhren, waren nach der Befreiung noch 6000 zu gebrauchen. Was waren 6000 LKW für ein Land, das von der Atlantik-Küste 1 236 Kilometer ins Innere Afrikas reicht, das von Nord nach Süd eine Ausdehnung von 1 277 Kilometern hat, zwölfmal größer ist als die DDR, aber nur vier Eisenbahnstrecken besitzt, die nicht einmal miteinander verbunden sind? Wie sollen die vielen Bodenschätze, die im Lan-



Chef Alice



Maria do Carmo dos Santos

desinneren geborgen werden könnten, wie soll alles das, was in diesem Klima und auf diesem Boden wachsen könnte, an die Küste kommen? Wie soll das alles, was dafür auf dem Weltmarkt eingehandelt werden könnte, ins Landesinnere gebracht werden? Was waren da 6000 LKW? Du bist froh über jeden W 50, den du siehst. Wenn du könntest, würdest du die ganze Ludwigsfelder Produktion umleiten – Bestimmungsort: Luanda. Und alle Kfz-Schlosser dazu.
Denn die zerstörten, ausgebrannten LKW waren nicht einmal die schlimmste Hinterlassenschaft. Über 90 Prozent der Angolaner waren 1975 Analphabeten. Daß sie nicht lesen und nicht schreiben konnten, war das eine. Das andere: Woher sollte das Gespür für technische Vorgänge kommen, woher das nötige Gefühl für Motoren zum Beispiel. Bei uns können ja sogar schon aufgeweckte Kindergartenknirpse nach dem Gehör unterscheiden, ob da ein Škoda kommt oder ein Lada.
Was kann ein ganzes Volk, beim allerbesten Willen und bei aller Solidarität, in fünf Jahren von dem aufholen, was sich andere Völker in Jahrhunderten an Wissen und Fähigkeiten erworben haben? Noch dazu unter diesen Bedingungen! Erst Ende März 1976 konnten die letzten südafrikanischen Aggressionstruppen aus dem Lande vertrieben werden. Im Mai 1977 ging die Konterrevolution im eigenen Land zum Angriff über. Er wurde zwar niedergeschlagen. Aber noch heute sind die von Washington und Peking ausgehaltenen UNITA- und FNLA-Banden im Landesinneren aktiv. Und in den letzten drei Jahren wurden dem angolanischen Volk durch die ständigen militärischen Überfälle der südafrikanischen Rassisten materielle Schäden zugefügt, die sich auf über sieben Milliarden Dollar belaufen.
Was konnte da dieses Acht-Millionen-Volk erreichen? Im Dezember 1980 wurde auf dem I. außerordentlichen Kongreß der MPLA-Partei der Arbeit festgestellt: 2,5 Millionen Schüler besuchen die 1. bis 4. Klasse – viermal so viel wie 1973; über 330000 Angolaner lernten lesen und schreiben; an den angolanischen Universitäten studieren 2000 junge Menschen; das Gesamtvolumen der Produktion ist in den letzten drei Jahren gestiegen, in der verarbeitenden Industrie um 60 Prozent; die Landwirtschaft erhielt 2214 Traktoren und andere Landmaschinen, 203400 Tonnen Mineraldünger und Saatgut; 25000 Hektar Land wurden neu bestellt...

★

Die erste Nacht in Luanda. Du bist hundemüde, aber kannst nicht einschlafen. Zu viel geht dir im Kopf rum. Vielleicht liegt's auch an der Klimaanlage, die wie eine Dreschmaschine rumort. Am liebsten würdest du aufstehen und unter den Palmen auf der Straße des 4. Februar noch 'ne Runde drehen. Die breite Uferpromenade ist nach dem Tag benannt, an dem 1961 mit Macheten bewaffnete Angolaner das Gefängnis in Luanda stürmten und damit das Zeichen zum bewaffneten Aufstand gegen die Kolonialmacht gaben.
Aber bummeln is' nich. Nicht um die Zeit. Ausgangssperre! Im Dezember 1980 herrscht in Angola noch Kriegszustand.
Also gehst du auf den Balkon, um dich auszulüften. Das hättest du bleiben lassen können. Es ist kaum kühler als am Mittag. Nur noch feuchter. Es riecht nach Dschungel. Der Wind hat gedreht und weht aus dem Landesinneren.
Du steckst dir 'ne Zigarette an, schaust hinüber zum Balkon auf der anderen Straßenseite. Dort hast du, als du einzogst, ein Rhesusäffchen zwischen der aufgehängten Wäsche umherturnen gesehen. Nun scheint der kleine Kerl zu schlafen.
Unten kontrolliert, die Kalaschnikow lässig in der Rechten, ein Genosse von der ODP, der Volksverteidigungsorganisation, die etwa mit unseren Kampfgruppen zu vergleichen ist, die Hausflure. Jetzt schaut er herauf. Du siehst in dem dunklen Gesicht die weißen Zähne aufleuchten, winkst. Er winkt zurück, hebt die Hand und spreizt Zeige- und Mittelfinger zum V – Vitória. Er weiß wohl, daß in diesen Etagen hier oben nur Leute aus der DDR wohnen.





Forcieren des Kwanza beim ersten Manöver der FAPLA im November 1980
Leutnant José Moako
Flaggenparade auf dem TS-Boot „Comandante Hoji Ya Henda"

Rechts rascheln die trockenen Wedel der Palmen im Wind. Du denkst: Aber wenn du das nächste Mal kommst...
Und du bist da eigentlich ganz zuversichtlich. Zumindest in der einen Beziehung: Hier werden einmal auch wieder in warmen Tropennächten Pärchen flanieren. Und dir fallen die Bilder ein, die du vorhin im Fernsehen von der Parade am Vormittag gesehen hast. Waffen, die du auch ganz gut kennst – sowjetische Waffen.
Du wirst in deiner Hoffnung bestärkt, als du am nächsten Tag oben auf dem Kastell das Museum der FAPLA, der Volksbefreiungsstreitkräfte, besuchst. Dort liegen auch die zerbeulten Reste einer „Mirage". Sie kehrte am 6. Juli 1979 nicht vom „Feindflug" zurück. Die Luftwaffe Pretorias mußte an diesem Tag die taktische Nummer 856 aus ihrem Bestand streichen. Sie wurde über dem Territorium der Volksrepublik Angola im Gebiet von N'Giva abgeschossen.

Auf dem Hof des Museums steht auch ein LKW, auf dessen Ladefläche zwei MG montiert sind. Auch er war einmal Eigentum der Republik Südafrika. Im Mai 1978 war er eingesetzt, als die Stadt Cassinga im Süden des Landes von den Rassisten zerstört und Hunderte Angolaner ermordet wurden. Auf der Flucht vor der FAPLA ließen ihn dann die Südafrikaner einfach stehen. Der dreizackige im Ring vorn an seinem Kühler ist eben doch nicht auf allen Wegen ein guter Stern...

★

Zwei, die aus der südlichen Region stammen, aus der Kampfregion, wie sie sagen, lernst du kennen. Der eine heißt Joel Pedro Prego da Cunha. Er ist Lehrer an der Politschule „Comandante Gika" in Luanda. Hier werden künftige Politoffiziere in Gesellschafts- und in der Militärwissenschaft ausgebildet. Nach Programmen sowjetischer Hochschulen. Dabei haben die Kursanten, wenn sie hierherkommen, oft gerade nicht mehr Wissen als ein Schüler der 4. Klasse bei uns. Doch die Prüfungsergebnisse sind – auch nach sowjetischen Maßstäben gemessen – gut und sehr gut. Das wird dir immer wieder versichert. Von Leuten, denen du das einfach glauben mußt.
Leutnant Prego da Cunha unterrichtet Politische Ökonomie, Geschichte Angolas und Geschichte der MPLA. Er gehört seit sechs Jahren der FAPLA an, hat an Gefechten gegen südafrikanische Aggressoren teilgenommen und an Kämpfen gegen die UNITA-Banden des CIA-Agenten Savimbi. Der Leutnant ist achtzehn Jahre alt...
Einer seiner Schüler ist der einundzwanzigjährige José Pedro António. „Meine Eltern sind Bauern, im Süden, in der Provinz Huila", erzählt er dir. „Als ich fünfzehn war, mußte ich in die Stadt gehen. Sie hatten für mich nichts mehr zu essen, nichts anzuziehen. In der Stadt bekam ich Arbeit als Hilfsschlosser in einer Autowerkstatt." So arbeitete er am Tage, und



Nachrichtenausbildung an der Politschule „Comandante Gika"
Blick vom Kastell (rechts) auf die angolanische Hauptstadt

Fotos: Melzer (10); „Revista Militar", Luanda



nachts setzte er sich hin, um zu lernen. „Das war noch in der Portugiesenzeit. Zuhause, auf dem Lande, hatte es damals noch keine Schule gegeben. Und als ich in die Stadt kam, war ich auch schon zu alt, um vielleicht doch in eine aufgenommen zu werden. Zu alt, zu arm und ein Angolaner obendrein. Aber lernen wollte ich!"
Dann kam der 11. November 1975. „Unser Volk wurde endlich unabhängig. Frei! Verstehen Sie?" Du nickst zwar. Aber wie soll das einer ganz richtig verstehen, der Unfreiheit nie am eigenen Leibe verspürt hat?
Pedro nimmt nun doch 'ne „Club" Vorhin hatte er noch abgelehnt. Er rauche nur vier Zigaretten am Tag, und er habe dafür seine Zeiten. „Ja, frei waren wir nun", sagt er nach dem ersten tiefen Zug. „Aber erst mußten noch die südafrikanischen Truppen aus unserem Lande vertrieben werden. Und danach verging kein Tag, an dem sie nicht über unsere Grenze im Süden einfielen, Dörfer niederbrannten, Menschen mordeten, Felder verwüsteten, Straßen und Brücken sprengten . . ."
Pedro war sechzehn, als er zur FAPLA ging. Über die fünf Jahre macht er nicht viel Worte. Ja, an Gefechten hat er teilgenommen. Und: „Es war nicht einfach: Wir hatten wenig Erfahrung . . . Die Südafrikaner griffen mit moderner Artillerie an, mit Panzern . . . Wir mußten viele Opfer bringen . . . Ein Glück, daß wir heute mehr moderne Waffen haben, sowjetische Panzer, Geschoßwerfer . . . Wir wollen lernen, daß sie noch besser eingesetzt, daß sie vollkommen beherrscht werden . . ."
Pedro spricht leise, doch bestimmt, schnell, in kurzen Sätzen. Macht nicht viel Palaver. Für ihn ist's halt selbstverständlich, daß ein Angolaner mit einundzwanzig schon fünf Jahre Kriegserfahrung hat, daß er nun nach sowjetischem Hochschulprogramm studiert, dabei im sozialistischen Wettbewerb immerhin schon den Titel „Ausgezeichneter" erreicht hat, aber unbedingt den höchsten – „Avantgardist" – schaffen will . . .



Das ist dir schon oft so gegangen, wenn du bei den anderen Armeen des Warschauer Vertrages warst. In den Straßen ist dir vieles ungewohnt, manches fremd. Doch sobald du in eine Kaserne kommst, ist dir alles irgendwie bekannt, bist du sofort zu Hause. Du triffst Leute, die du zum ersten Mal siehst, die du aber schon eine Ewigkeit zu



kennen glaubst – Genossen. Und hier, rund tausend Kilometer südlich vom Äquator, ist's dasselbe. Na gut, die Uniformen sind anders. Und an den Raucherplätzen stehen keine Kiefern, sondern Palmen. Sogar die Schlafsäle für achtzig oder hundert Mann sind dir nichts Neues. Die gab's auch mal bei uns. Nur, hier sind keine Fenster in den Mauern, dafür zwischen Dach und Wänden dreiviertel Meter Zwischenraum. So kann zwar der Wind durchstreichen, aber die Sonne nicht hereinprallen. Und – ein Fernsehapparat wie in den Schlafsälen an der Schule „Comandante Gika" stand in unseren damals auch noch nicht.
Auch das, was du auf dem TS-Boot „Comandante Hoji Ya Henda" erlebst, ist dir nicht neu: das Zeremoniell bei Sonnenuntergang, das Einholen der Dienstflagge, die Flaggenparade. Früher durften die Angolaner keine eigene Fahne haben. Die ersten Partisaneneinheiten der MPLA hatten dann eine Fahne mit diesen Farben. „Schwarz – das ist der freiheitsliebende Angolaner, Rot – das ist sein Kampf, und der goldene, fünfzackige Stern – das ist der Sieg." So hatte Dr. Agostinho Neto, der erste Präsident der VR Angola, einmal über diese Fahne gesagt. Schwarz, rot und gelb sind auch die drei Bändchen, die Leutnant José Moako, der Kommandant des TS-Bootes, wie alle Angehörigen der angolanischen Streitkräfte am Barett trägt. Er stammt aus einem kleinen Dorf fünfzehn Kilometer östlich von Luanda, hatte nach der Befreiung angefangen, Finanzökonomie zu studieren, war aber dann zur FAPLA gegangen, besuchte in der Sowjetunion eine Offiziersschule. Er bittet dich: „Berichten Sie den Genossen in der DDR, daß unsere Besatzung bisher alle Aufgaben erfüllt hat. Und wir werden uns anstrengen, daß das auch immer so bleibt." Er sagt es im besten Russisch. „Ob Ihr in Europa, oder wir in Afrika, wir stehen schließlich an derselben Front", meint er dann noch.
„Ja, camarada José!"



Du wunderst dich. Deine Fragen sind noch nicht übersetzt, doch Chef Alice nickt schon. Kann sie deutsch? Verstehen, noch ein bißchen, aber nicht mehr sprechen, sagt sie. Woher?
Oberleutnant Maria Alice Gouveia Tavares ist zwar Angolanerin, aber portugiesischer Herkunft. Sie hat Ende der sechziger Jahre in Lissabon studiert, wurde von der PIDE, der politischen Polizei des faschistischen Salazar-Regimes, verfolgt, wollte in die DDR emigrieren, landete aber in Hamburg. „Das war die furchtbarste Zeit meines Lebens", sagt sie. Keine Arbeit, der Hunger, das sei schon schlimm genug gewesen. Und was sie von der Drogenszene bis zur Prostitution zu sehen bekam, habe ihr nur bestätigt, daß sie in einem imperialistischen Land war. Aber die Verachtung, der Haß, die ihr entgegenschlugen, wenn man erfuhr, daß sie Angolanerin war, Kommunistin, das war das schlimmste. Sie kann heute noch auf deutsch die Schimpfworte wiedergeben, die sie zu hören bekam. Sie waren von der Güte, die du lieber gar nicht erst aufschreibst.
„Dann kam ich doch noch nach Rostock", erzählt sie weiter. „Dort fühlte ich mich gleich zu Hause. Ich habe viele gute Freunde in dieser Stadt gefunden. Doch leider sind alle ihre Adressen verbrannt, als meine Wohnung von den konterrevolutionären FNLA-Banditen geplündert wurde." Von Rostock kam Alice nach Angola zurück, über Portugal, unter falschem Namen.
1977, als die Konterrevolution putschte, ging sie zur FAPLA. „Alle Mitglieder der MPLA griffen damals zu den Waffen." Sie hat Minen geräumt, war dann Politoffizier bei den Seestreitkräften und leitet nun die Abteilung Kultur in der Nationalen Politischen Direktion der FAPLA, ist Vorsitzende der Kommission zur Alphabetisierung in den Streitkräften, Mitglied der Nationalen Alphabetisierungskommission und nicht zuletzt Frau eines Offiziers und Mutter.
Du kannst bloß staunen, welch eine Autorität diese Frau bei den Soldaten und Offizieren hat! Sie – und nicht ihr Dienstgrad, nicht ihre Funktion. „Bei uns haben die Frauen ihren Platz in der Revolution gefordert und erobert", meinte ein bißchen spitzbübisch Unterleutnant Adolf Mendes, der vierundzwanzigjährige stellvertretende Chefredakteur der angolanischen Bruderzeitschrift „Revista Militar". Chef Alice kontert: „Im Augenblick werden wir Frauen eben noch gebraucht."
Daß sie noch gebraucht wird, meint wohl auch Maria do Carmo dos Santos. Du hattest sie bei der Übertragung der Parade am Tag der Partei im Fernsehen gesehen. Ihren Namen weißt du aus „Jornal de Angola". Beim Abschlußmeeting der Paradetruppen hast du sie dann wiederentdeckt und schnell ein Foto machen können. Nur reden konntest du nicht mit ihr. Das Meeting war zu Ende, und sie war in den Massen verschwunden. Du weißt nur, daß sie der ODP angehört, daß sie die beste Teilnehmerin in der Paradevorbereitung war, und – daß sie siebenundsiebzig ist. Aber sagt das nicht eigentlich genug?



Dann ist es leider auch schon soweit. Du sitzt wieder in der IL 62, die zur Startbahn rollt. Du siehst noch einmal die Musseques auf der roten Erde am Rande des Flugplatzes. Nach einer Maschine der angolanischen Luftfahrtgesellschaft und vor unserer startet ein Paar MiG 21. Und beides, die Musseques und die MiG, erinnern dich an die Worte, die du in den letzten Tagen so oft gehört hast:
A luta continua – der Kampf geht weiter!
A vitória é certa – der Sieg ist gewiß!
Major K.-H. Melzer

Der Held von Aspern und andere Anekdoten von Peter Pinkpank



Auf dem Heldenplatz von Wien steht ein Denkmal, das den Erzherzog Karl in der Schlacht von Aspern darstellt, wie er die gefallene Fahne des Regiments aufhebt, um damit der Truppe voran in den Sieg zu stürmen. Einmal fragte ein Enkel des Erzherzogs, wie das damals eigentlich gewesen wäre und ob er wirklich die Fahne so hoch erhoben und damit die Truppe zum Sieg geführt hätte. Darauf antwortete das nun schon uralt gewordene graue Männlein unschuldig: „Jes, Bub, schau mich an. Wie hätte ich schwaches Manndl die Fahn erheben können. Aber einer mußt ja allweil der Held sein."

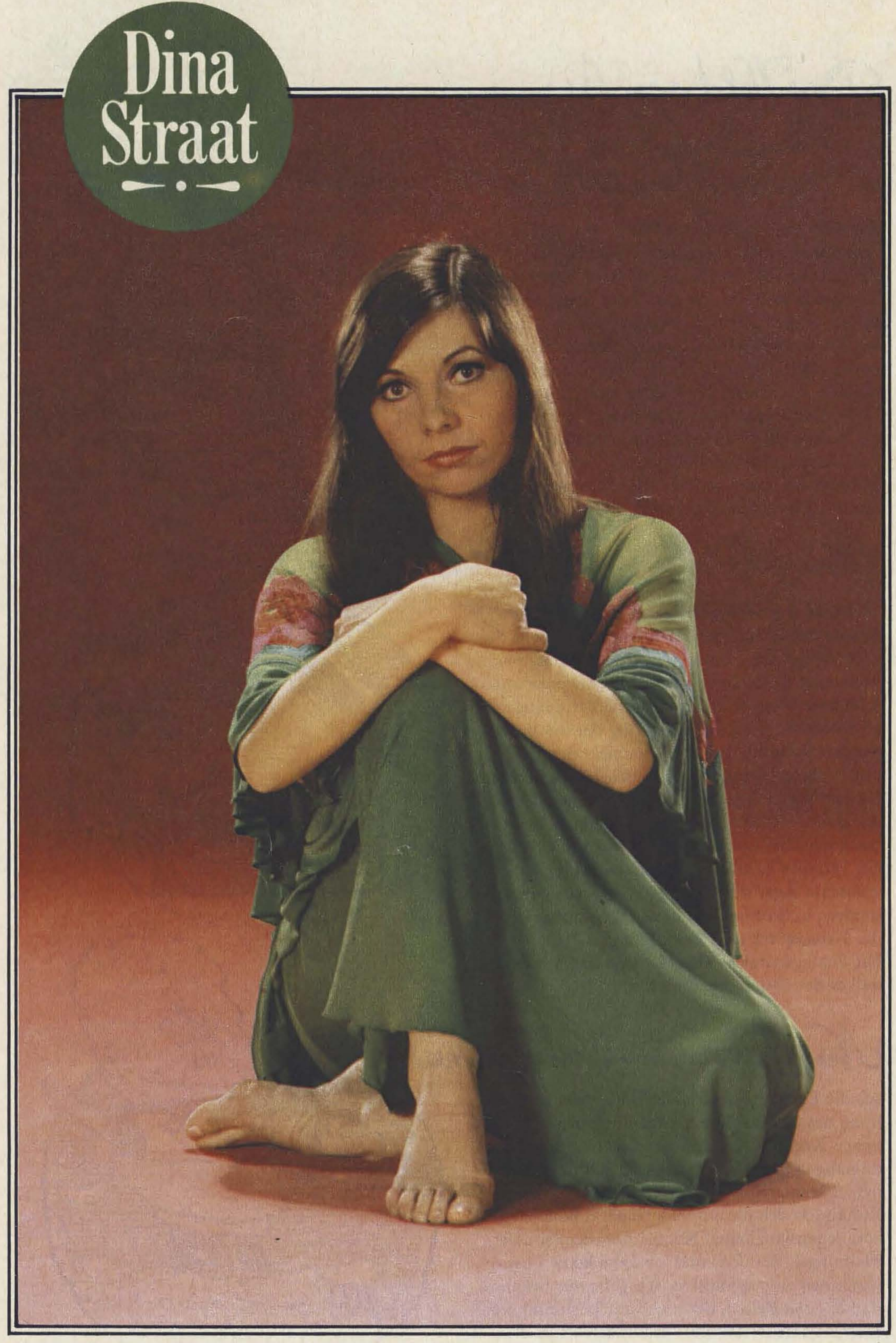
Prügel

Während des Siebenjährigen Krieges, da das Pendel der Erfolge für Friedrich II. zwischen Sieg und Niederlage schwankte, hatte er einmal nach verlorener Schlacht in einer üblen Schenke unterschlüpfen müssen, in der auch die Betreuung sehr zu wünschen übrig ließ. Als einer der ihn bedienenden Soldaten ihm so ungeschickt den Becher mit Wein reichte, daß sich dessen Inhalt über des Königs Wams ergoß, erhob dieser seinen Stock, um den Übeltäter zu strafen. Zu seiner Überraschung aber erwartete dieser nicht nur ohne mit der Wimper zu zucken den ersten Schlag, er wünschte sogar dem König: „Nich tropfenweise, sondern in Strömen wie dieser Wein möge sich das Kriegsglück über Eure Majestät ergießen!" Die Schlagfertigkeit überraschte Friedrich derart, daß er den Stock eilig senkte.

Napoleonische Wahlfreiheit

Als die Komödie des Plebiszits über die Ernennung des General Bonaparte zum lebenslänglichen Konsul in Szene gesetzt wurde, erließ der damalige Oberst Lannes an sein Regiment folgenden charakteristischen Tagesbefehl: „Soldaten! Es handelt sich darum, den General Bonaparte zum lebenslänglichen Konsul zu ernennen. Die Meinungen sind frei, und ich habe keine Lust, jemanden zu beeinflussen. Ich gebe nur bekannt, daß ich den Ersten, der nicht mit Ja stimmt, vor dem Regimente als einen Halunken erschießen lasse. Es lebe die Freiheit!"

Illustration: Fred Westphal



fotografiert von Günter Gueffroy

Flieger-abwehr-kanonen

Welche Rolle man bereits im Gründungsjahr der Nationalen Volksarmee den Mitteln zur Abwehr von Tieffliegern zumaß, demonstrierte die erste NVA-Parade am 1. Mai 1956 auf dem Marx-Engels-Platz in Berlin: Schützenpanzerwagen BTR-152A rollten, bestückt mit Zwillings-Waffen, an den Tribünen vorbei. Es handelte sich dabei um das Zwillings-Fla-MG ZU-2 vom Kaliber 14,5 mm, mit Seitenrichtbereich von 360°. Die Waffe war in der letzten Periode des Krieges von Wladimirow (bekannt als Konstrukteur von Flugzeugwaffen) ausgehend von der 14,5-mm-Panzerbüchsenmunition entwickelt worden, weil sich das Kaliber 12,7 mm als nicht mehr ausreichend genug erwiesen hatte. Auf einer von drei Mann bedienten Einachs-Lafette brachte man ein MG 14,5 mm unter und lieferte es an die Sowjetarmee als ZPU-1 aus. Andere Ausführungen dieses Fla-MG waren die Einachslafette mit schwenkbaren Rädern und zwei Waffen, Typ ZPU-2. Das Modell wurde von der NVA im Jahre 1957 übernommen. Im gleichen Jahr war auf der Maiparade erstmals bei uns die Vierlingsausführung ZPU-4 zu sehen. Während das ZPU-2 von vier Mann zu bedienen war, gehörten zum ZPU-4 fünf Mann Bedienung. Als Zugmittel diente ein von der volkseigenen Fahrzeugindustrie unseres Landes gefertigter „Garant", der Vorläufer des LO. Mit dem ZSU-4 konnte auch in Marschlage geschossen werden. Zu ihrer Zeit galten die 14,5-mm-Fla-Waffen (dieses Kaliber zählt bekanntlich noch nicht zu den Kanonen, der Vollständigkeit halber sollen sie jedoch hier mit genannt werden) als sehr treffsichere und feuerstarke Mittel gegen Tiefflieger. Heute gibt es diese Kaliber in der NVA noch bei den Turmwaffen der SPW-40P2 und SPW-60PB. Bei der Truppenluftabwehr hat dieses früher auch vielfältig auf Schiffen und Booten anzutreffende Kaliber im Jahre 1969 endgültig dem Kaliber 23 mm weichen müssen.

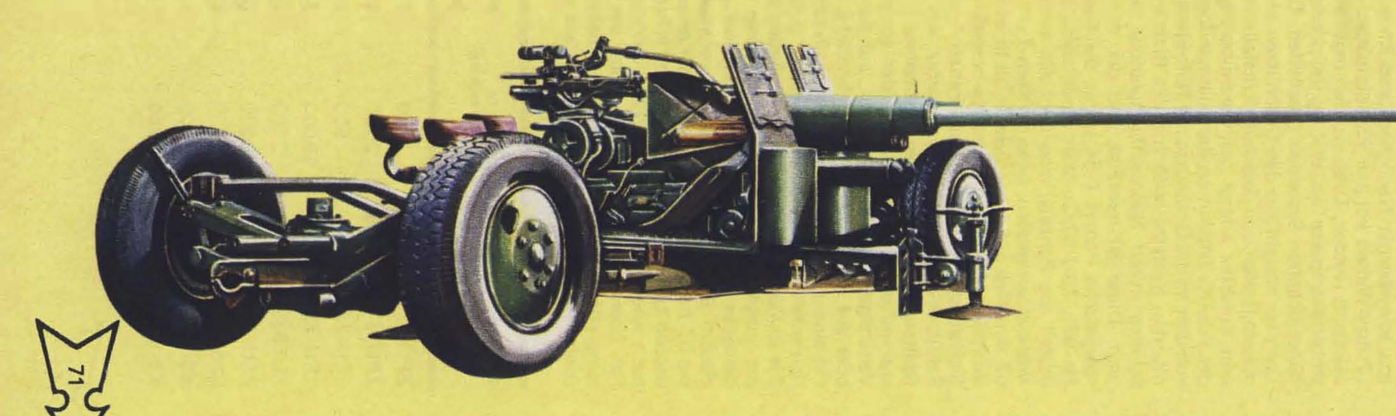
Gedacht waren die 14,5-mm-Waffen zum Bekämpfen von Flugzeugen in Höhen bis zu 2000 m sowie von leichtgepanzerten Fahrzeugen, Erd- und Überwasserzielen bis etwa auf 1000 m. Als Vorteile dieser Waffe nannten die Fachleute: in kürzester Zeit schußbereit; wartungsarm und leicht bedienbar; Ladehemmungen nur bei groben Bedienungsfehlern. Gezielt wurde bei einigen Lafetten mit Kreiskornvisier, bei moderneren Ausführungen mit einem automatischen Vektorvisier.

Neben diesen in der letzten Kriegsperiode oder bereits danach entstandenen Fla-Waffen verfügte die NVA in den ersten Jahren aber auch über Geschütze der Rohrflak, die sich bereits im Großen Vaterländischen Krieg außerordentlich bewährt hatten. Das waren die ab 1956 eingeführten Modelle 37-mm-Flak 1939 und 85-mm-Flak 1944. Besonders die 37-mm-Flak war in den Kriegsjahren, aber auch noch danach eine sehr verbreitete Waffe, die man in der Anfangsperiode besonders oft zur Panzerabwehr verwendete. Mit Modifikationen dieser Waffe oder mit der ursprünglichen Ausführung rüstete die sowjetische Verteidigungsindustrie auch Schiffe und Panzerzüge sowie Selbstfahrlafetten aus oder leitete daraus Flugzeug-Kanonen ab. Ursprünglich hatte man die 37-mm-Flak Modell 1939 dafür vorgesehen, Sturzkampf- und Bombenflugzeuge bis in Flughöhen von 2500 m zu bekämpfen. Das Geschütz bewährte sich auch beim Schutz der Truppen auf dem Marsch oder auf dem Gefechtsfeld bei der Abwehr von tief fliegenden Luftgegnern. Das sehr standsichere Fahrgestell erlaubte auf Straßen eine Fahrgeschwindigkeit von 60 km/h. Von Vorteil war die schnelle Feuerbereitschaft der Kanone. Sie verschoß Splitter- oder Panzergranaten. Automatisiert waren hier das Zuführen der Rahmen mit je fünf Granaten, das Öffnen und Schließen des Verschlusses, das Zuführen der Granaten, das Auswerfen der Hülsen und das Richten. An die Stelle eines älteren Visiers war das automatische Flak-Visier ASP-37-1 getreten. Es erlaubte sehr schnell die Anfangsangaben für das Schießen (Schrägentfernung und Kurs des Zieles, dessen Geschwindigkeit, Neigungs- oder Steigwinkel) zu bestimmen. Den Abstand zum Luftziel bestimmte man mit einem Entfernungsmesser. Während des Krieges hatte man diese Flak mit einem Erdkampfschild als Schutz für die Bedienung ausgerüstet. In Vietnam gibt es diese Waffe noch heute als zweirohrige Ausführung. Während an der 37-mm-Flak Modell 1939 die Luftziele anvisiert wurden, konnten bei der 85-mm-Flak Modell 1944 (auch als KS-18 bezeichnet) die Geschützeinstellwerte mit Hilfe eines mechanischen Kommandogerätes in Verbindung mit einem Entfernungsmeßgerät ermittelt werden. Fla-Waffen dieses Kalibers wurden in der UdSSR ab Ende der 30er Jahre gebräuchlich, als ein von G. D. Dorochin geleitetes Kollektiv die 85-mm-Flak Modell 1939 (in der Literatur auch als 52-K bzw. KS-12 zu finden) zur Serienreife führte. Damit waren auch die neuen Bedingungen im Flugzeugbau (Höhe, Geschwindigkeit, Panzerung usw.) berücksichtigt. Bis dahin war das Kaliber 76,2 mm im Bau sowjetischer großkalibriger Fliegerabwehrwaffen vorherrschend gewesen. Diese Entwicklung läßt sich bis 1914 zurückverfolgen, als F. Lender seine erste Flak für die russische Armee schuf. Auf die bewährte Kreuzlafette der 76,2-mm-Flak Modell 1938 mit ihren ausklappbaren Seitenstützen sowie dem Zweiachsfahrwerk griff man auch für die neue 85-mm-Flak zurück. Im Jahre 1944 kamen die verbesserten Serien des Modells 1944 an die Front. Verbesserungen am


ZSU 57-2
Flak 85 mm
ZSU 23-4
Flak 100 mm
ZPU -2

Prinzipdarstellung zum Waffengehäuse der 57-mm-Flak S-60

1 – Rohr
2 – Waffengehäuse
3 – Rohrbremse
4 – Welle mit Gleitrollen
5 – Beschleunigungseinrichtung
6 – Beschleunigungshebel
7 – Verschluß
8 – vordere Schließfeder
9 – Auflauframpe
10 – Gleitstück
11 – autom. Abrißklinke
12 – hydraul. Rückstoßpufferung
13 – hintere Schließfeder
14 – Rückstoßpufferfeder



Rohr und am Rücklaufmechanismus hatten zu einer höheren Anfangsgeschwindigkeit, zu einer größeren Schußhöhe und zu einer besseren Durchschlagsleistung geführt. Interessant ist, daß man die 85-mm-Flak nicht nur zu Schiffsgeschützen modifizierte, sondern daraus auch Kanonentypen für Panzer und Selbstfahrlafetten ableitete, beispielsweise für den T-34/85.

Mit der ab 1957 zugeführten 57-mm-Flak Modell 1950 (auch als S-60 bekannt) erhielt die Nationale Volksarmee ihre erste Fliegerabwehrkanone aus sowjetischer Nachkriegsproduktion. Mit den 57-mm-Waffen können vollautomatisch Luftziele bekämpft werden. Dazu wurden regelrechte Flakartilleriekomplexe als Weiterentwicklung zu den früher üblichen Systemen geschaffen. Ein solcher Komplex besteht aus den Geschützen sowie Kommandogeräten und Geschützrichtstationen. In diesem Komplex erfolgt die Datenübertragung von der Funkmeßstation an die Kommandogeräte und von dort an die Geschütze mit Hilfe eines synchronisierten Systems, während das Richten der Geschütze durch Nachlaufkraftgetriebe ausgeführt wird. Diese 57-mm-Flak und der damals neue sowjetische Panzer T-54 waren die Basis für die Fla-SFL ZSU-57/2: Man modifizierte das Fahrgestell des Panzers, eine Laufrolle weniger, und setzte einen großen, oben offenen Turm mit zwei 57-mm-Flak auf. Über viele Jahre hinweg eignete sich diese Fla-Selbstfahrlafette bestens dazu, die Sicherung marschierender Panzer- und mot. Schützen-Truppenteile unmittelbar aus der Gefechtsordnung heraus zu übernehmen. Erstmals war es in den Streitkräften der sozialistischen Verteidigungskoalition möglich, auf dem Marsch oder auf dem Gefechtsfeld befindliche Einheiten mit einem so beweglichen, manövrierfähigen und feuerstarken Fliegerabwehr-System auszustatten. Die sowjetischen Konstrukteure blieben jedoch bei der konsequenten Verwirklichung einer sehr weit gefaßten Standardisierungskonzeption nicht auf diesem Stand stehen. Vielmehr verwendeten sie die 57-mm-Flak als Hauptwaffe der ersten sowjetischen Luftlande-SFL ASU-57 und schufen damit auch eine 57-mm-Pak. Die NVA verwendete diese Pak über viele Jahre hinweg unter der Bezeichnung sfP 57 mm, also 57 mm selbstfahrende Pak (siehe Waffensammlung 2/81). Sie war mit einem Motor versehen und konnte sich mit Hilfe eines dritten Rades selbst bewegen.

Mit der 100-mm-Flak Modell 1949 (auch als KS-19 bezeichnet) erhielt die NVA ihr schwerstes Flak-Kaliber. Während die kleineren Kaliber vor allem für die Truppenluftabwehr bestimmt waren, kam die 100-mm-Flak vorwiegend durch die Kräfte der Luftverteidigung zum Einsatz. Im weiteren Verlauf der Entwicklung wurden die Fla-Raketen-Komplexe der Luftverteidigung die wichtigsten Feuermittel. Sie lösten die Fliegerabwehrkanonen gegen Luftziele in großen Höhen ab.

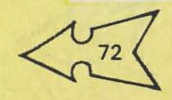
In den letzten Jahren zeigten die Paraden der NVA, daß auch bei der Truppenluftabwehr die Fla-Rakete an die Stelle des Flakgeschützes als Hauptkampfmittel getreten ist. Dennoch behaupten sich aus zahlreichen Gründen die Rohrwaffen bei der Truppenluftabwehr. So z. B. die 23-mm-Fla-Waffen. Sie ergänzen sich mit den Möglichkeiten der verschiedenen Fla-Raketen gegen Ziele in geringen Höhen. In diesem Bereich sind die schnell feuernden 23-mm-Waffen sehr wirksam. Sie gibt es in einigen Versionen. So als Einachslafette ZSU-23/2 (Zwilling) sowie als Fla-SFL ZSU-23/4 (Vierling). Wie universell die sowjetischen Konstrukteure die 23-mm-Waffe ausgelegt haben, beweist die Tatsache, daß der Zwilling mit den abzuklappenden Rädern nicht nur am Fallschirm abwurffähig ist, sondern auch als Fliegerabwehrwaffe auf den kleinen Torpedobooten der Volksmarine verwendet wird.

Der Turm der Vierlings-ZSU-23/4 – auch „Schilka" genannt – ist oben geschlossen und bietet so der Besatzung sichere Schutzmöglichkeiten. Das Funkmeßgerät im Turmheck läßt erkennen: Man ist nicht wie bei der ZSU-57/2 auf Zielzuweisungen von anderen Stellen angewiesen, sondern kann separat unter allen Wetterbedingungen handeln und somit die Truppen wirksamer schützen. Daß die Waffen und damit auch die Munition kleiner und leichter wurden, wirkte sich vorteilhaft auf das ganze Fahrzeug aus.

Insgesamt gesehen tragen beide Waffensysteme – die Rohr- und die Raketenwaffen – in gegenseitiger Ergänzung heute dazu bei, den Schutz der Truppe vor gegnerischen Luftangriffsmitteln auf dem Gefechtsfeld zu gewährleisten. *W. K.*

Zeichnungen: H. Rode

Waffe	Kaliber mm	Masse in Feuerstellung kg	Schußfolge je min	Schußhöhe m	Masse der Granate kg	V_0 m/s	Bedienung Mann
ZPU-2	14,5	650	2×550	2000	0,06 (Geschoß)	1010	4
ZPU-4	14,5	2100	4×550	2000	0,06 (Geschoß)	1010	5
ZSU-23/2	23	950	2000	1500	0,19 (Geschoß)	970	3
ZSU-23/4	23	19000	3400	1500	0,19 (Geschoß)	970	4
M-1939	37	2100	160–180	3000	1,6	880	5
ZSU-57/2	57	28000	200–240	4000	6,61 Geschoß 2,8	1000	5
S–60	57	4500	120	4000	6,61 Geschoß 2,8	1000	7
KS-18	85	4900	12	10000	9,3	1040	8
KS-19	100	9350	15	14000	15,8	900	8






ZÁŠTITA MÍRU I SOCIALISMU
VOJENSKÝ ÚTVAR
ERNSTA
THÄLMANNA



Teddys Erben

Glücklich und stolz würde es ihn machen, könnte er das erleben. Und er würde wissen: Nichts war vergebens – nicht seine antimilitaristische Aufklärungsarbeit an den Fronten des ersten Weltkrieges, nicht die Opfer des Hamburger Aufstandes 1923, nicht die durchgearbeiteten Nächte als Vorsitzender des Roten Frontkämpferbundes, auch die Wortgefechte nicht, die er als Mitglied des Reichstages zu bestehen hatte. Nicht vergebens, so würde er wissen, war sein Kampf gegen den Faschismus, den er als Vorsitzender der KPD an der Spitze aller deutschen Kommunisten führte. Und nicht vergebens schließlich sein Tod. Im KZ Buchenwald haben die Faschisten diesen breitschultrigen, ungebrochenen Kämpfer umgebracht, haben seinem Körper das Leben genommen, haben aber nicht auslöschen können den Namen und das Vermächtnis Ernst Thälmanns. Glücklich und stolz wäre Ernst Thälmann, könnte er erleben, wie die Soldaten der sozialistischen Völker heute sein Erbe verwalten. Der deutsche Kommunist hat einmal gesagt: „Soldat der Revolution sein heißt, unverbrüchliche Treue zur Sache halten, eine Treue, die sich im Leben und Sterben bewährt; heißt, unbedingte Verläßlichkeit, Zuversicht, Kampfesmut und Tatkraft in allen Situationen zeigen."
Teddy, wie die Kommunisten Thälmann nannten, hat ungezählte Male so gehandelt, als Soldat der Revolution, furchtlos, unerschrocken, nicht zu brechen durch elf Jahre Kerker und letztlich KZ.
Er bleibt uns unvergessen, bleibt unser Kampfgefährte. In unseren sozialistischen Bruderarmeen tragen, wie bei uns, Truppenteile und Schulen seinen Namen. So gibt es in der tschechoslowakischen Volksarmee ein mot. Schützenregiment „Ernst Thälmann". Wir haben es besucht.



An der Stirnseite des weiträumigen Exerzierplatzes steht Thälmanns Bronzebüste. Darüber die Losung: „Die Aufgabe muß erfüllt werden." Ein einfacher Satz, ein klarer Befehl, so einfach und klar, wie Thälmann immer sprach, die Schiffermütze auf dem Kopf, die Faust geballt erhoben. An der gegenüberliegenden Seite angeordnet sind die Fahnen der Teilnehmerstaaten des Warschauer Vertrages – unserer geballten Faust. Jedes Jahr am 16. April treten die Angehörigen dieses tschechoslowakischen Truppenteils an und begehen den Geburtstag des deutschen Arbeiterführers auf Soldatenart. Die kurzen Gedenkminuten zu Ehren Thälmanns sind gewiß für so manchen der versammelten Kämpfer auch Minuten der Besinnung auf sich selbst.
Um höchste Leistungen in der Gefechtsausbildung ringen sie. Und das bedeutet zu jeder Stunde Selbstüberwindung, Mut, Können, Kampfgeist; heißt Wissen um die Sache,



um die es geht, ob nun in Böhmens Wäldern oder im märkischen Sand, in dem das Hans-Beimler-Regiment der NVA seinen Kampfauftrag erfüllt. Beide Regimenter sind Partner, sind Freunde. Man kennt sich, man besucht einander, bei großen Truppenübungen handeln die mot. Schützen beider Regimenter gemeinsam. Ihre Kinder besuchen sich in den Ferien, Briefe und Geschenke gehen hin und her – Waffenbrüderschaft, internationalistischer Geist, der Geist Thälmanns. Glücklich und stolz wäre er, könnte er das erleben.

★

Ins Traditionszimmer werden wir geführt. Als erstes und nicht zu übersehen die Tafel der Besten. Auf einem kleinen Tisch die Regimentschronik und ein Gästebuch. Darin Eintragungen in vielen Sprachen, auch in unserer. Thälmanns Tochter Irma war hier zu Gast und fand für die mot. Schützen der Tschechoslowakischen Volksarmee diese Worte: „Lernt, lebt und kämpft wie Genosse Ernst Thälmann! Haltet den Frieden fest in Eurer Hand! Schützt Eure Heimat gegen den Feind!" Was wissen die Kämpfer aus Brno und Prag, aus Bratislava und Liberec, die hier dienen mögen, von Thälmann? Wie nah oder wie fern ist er ihnen? Kann der deutsche Kommunist, der vor 37 Jahren von den Faschisten ermordet wurde, jenen ein Vorbild sein, die den Faschismus nie kennengelernt haben und gut und gern seine Enkel sein könnten? Es tat uns sehr wohl zu erfahren, auf welch schöne und wirkungsvolle Weise die tschechoslowakischen Genossen Leben und Kampf Thälmanns begreifbar machen. Regelmäßig wird für die neuangekommenen Soldaten eine kleine Aufführung vorbereitet. Drei, vier Genossen übernehmen das. Auszüge aus Thälmanns Biographie, aus Büchern über ihn, Gedichte, Lieder, Zitate aus Briefen, die er im Gefängnis schrieb, ergeben ein Programm, das zum Erlebnis für die Soldaten wird. Es ist ein erstes Bekanntmachen mit dem Mann, dessen Namen das Regiment nun schon 16 Jahre lang trägt. Ein regsamer Literaturzirkel

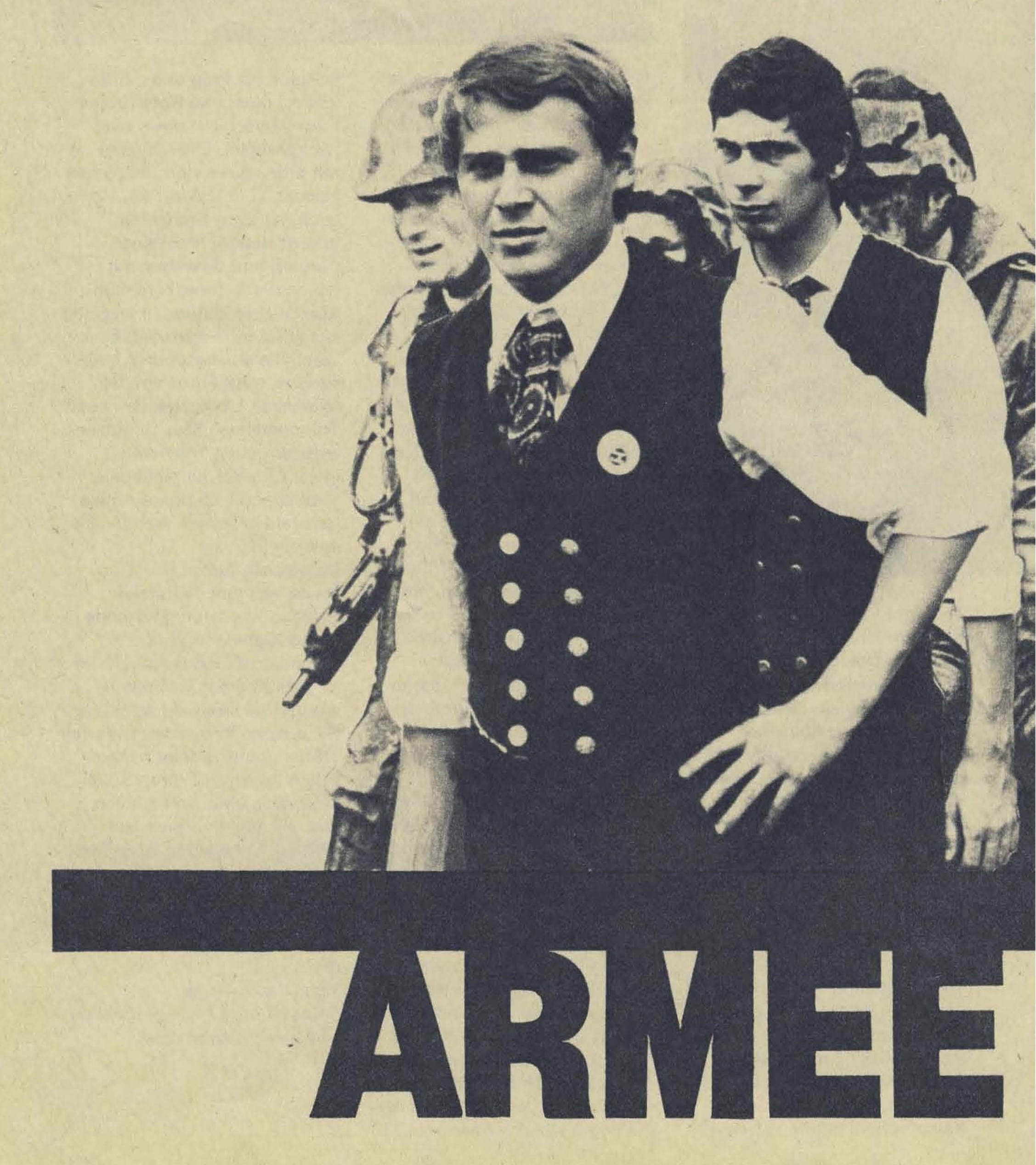




sorgt dafür, daß die Genossen immer mehr über Thälmann erfahren. Dokumentarliteratur und belletristische Werke stehen reichhaltig bereit. Lesungen finden statt und literarisch-musikalische Veranstaltungen, die dem deutschen Revolutionär gewidmet sind.
Manch ein Gegenstand, den die Soldaten im Traditionszimmer betrachten und in die Hand nehmen dürfen, ist eng mit Thälmann verbunden. Da ist ein Foto des Genossen Ladislav Krejči. Er war Mitgefangener Thälmanns und stand unserem Teddy zur Seite. Da ist ein Glaskästchen mit Erde von Buchenwald. Eine Handvoll trockener, graubrauner Erde, ein Stück Hölle, ein Stück Kampfauftrag an die Heutigen.
Da sind in der DDR erschienene Bücher mit Widmungen, auch von Willi Bredel, dem proletarischen Schriftsteller. Beim Hamburger Aufstand 1923 kämpfte er an Thälmanns Seite; dreißig Jahre später schrieb er die Drehbücher zu den unvergessenen Thälmann-Filmen. Sie sind auch unseren tschechoslowakischen Waffenbrüdern bekannt.
Mit Sachverstand, politischer Klugheit und viel Liebe ist jener Teil des Traditionszimmers gestaltet, der dem Andenken an Thälmann vorbehalten ist. Der Gast ist berührt davon, daß selbst kleinste, anscheinend wertlose Dinge sorgsam aufbewahrt werden. Foto-Postkarten mit dem Bildnis Thälmanns, geschrieben von mot. Schützen der NVA an die tschechoslowakischen Genossen, eine gerahmte Stadtansicht von Rudolstadt, hergeschickt von DDR-Grenzsoldaten, liegen neben einer kostbaren Grafik-Mappe und einer Schallplatten-Kassette „100 Jahre deutsches Arbeiterlied". Die Waffenbrüder wissen, was die deutsche Liedzeile bedeutet: „. . . breit in den Schultern steht wieder Thälmann vor uns, wie er war. . ."
Natürlich ist das Traditionszimmer des tschechoslowakischen Ernst-Thälmann-Regiments auch der Ort, an dem die jungen Genossen viel über die eigenen Streitkräfte und über die Geschichte ihres Regimentes erfahren. Der Kampfweg der neugegründeten Armee von Busuluk bis Prag und die Befreiung durch die Rote Armee unter Marschall Konew sind nachgestaltet. Ein Kästchen mit Erde vom ersten Stückchen Heimat, vom Dukla-Paß, wo auch der erste Grenzpfahl gesetzt wurde, Maschinenpistolen und Gewehre, mit denen die Befreier kämpften, Kopien alter Zeitungen erzählen aus jener schweren Zeit. Eine Tafel, die uns besonders interessierte, trägt Fotos von der feierlichen Übergabe der neuen Truppenfahne „Mot. Schützenregiment Ernst Thälmann"; unser Minister für Nationale Verteidigung, Genosse Armeegeneral Hoffmann, war damals anwesend.
Inzwischen haben hier Tausende von mot. Schützen gedient. Wiederum Tausende junger Genossen wird der Ehrendienst hierher führen. Im Angesicht Ernst Thälmanns werden sie ihren Eid schwören. Sie werden ihre immer besseren Waffen immer besser beherrschen lernen und ihren Soldatenauftrag ehrenvoll erfüllen wie alle, die vor ihnen hier dienten. Sie werden zuverlässige Soldaten des Sozialismus sein.
Glücklich und stolz wäre Ernst Thälmann, könnte er das erleben.
Text: Karin Jaeger
Fotos: Rudolf Ungr, Redaktion „Československy voják"

Neuerdings werden denen, die den aktiven Dienst in den Bonner Streitkräften beenden, die sogenannten Kampfschuhe mit nach Hause gegeben, „wo sie diese für den Fall einer Mob-Beorderung noch eineinhalb Jahre aufbewahren und pflegen müssen". Und mit so einer „Mob-Beorderung" kann ein Bundeswehr-Reservist zu jeder Zeit rechnen.

Denn „im NATO-Bündnis wird speziell der Mobilisierung von Reservisten" im Zusammenhang mit dem im Mai 1978 beschlossenen Langzeitrüstungsprogramm „bis in die 90er Jahre hinein große Bedeutung beigemessen", wie der Präsident des Reservistenverbandes der BRD, Fregattenkapitän d. R. Heinz-Detleff Drape (CDU), erklärte.
Diesem Programm zufolge wird ja nicht zuletzt in der BRD immer mehr Kriegsgerät angehäuft. Aber: „Der Personalumfang der Bundeswehr im Frieden ist", wie es hieß, „aus bündnispolitischen und volkswirtschaftlichen Gründen begrenzt." Zwar stehen immerhin fast eine halbe Million Mann unter Waffen. Aber von Begrenzungen auf diesem Gebiet (wie von Grenzen überhaupt) hält man eben dortzulande nicht allzuviel. Und als bestens „geeignet, die Präsenz bestimmter Truppenteile und damit deren Einsatzbereitschaft schon vor einer Mobilmachung zu



ARMEE

verbessern", sieht man die Reservisten an.
Über drei Millionen BRD-Bürger haben bisher in der Bundeswehr eine militärische Ausbildung erhalten. Das ist eine gewaltige Armee, die zur Zeit nur eben Zivil trägt. Um „ihre personellen Reserven und materiellen Ressourcen stärker als bislang" zu nutzen, wurde in der BRD Mitte vergangenen Jahres eine neue „Reservistenkonzeption" verabschiedet. Das „eigentlich Neue" daran ist, wie der dortigen Militärpresse zu entnehmen war, „ihr Zuschnitt auf die Heeresstruktur 4 mit ihrer Vervielfachung der von Reservisten zu besetzenden Geräte- und Kadereinheiten". Auf solche Einheiten also, für die zwar Waffen und „Gerät" vollzählig vorhanden sind, die aber „aus bündnispolitischen und volkswirtschaftlichen Gründen" nur über einen Teil ihres strukturmäßigen Personals verfügen. Es paßt somit eines zum anderen: NATO-Langzeitrüstungsprogramm, neue Heeresstruktur, neue Reservistenkonzeption.
„Reservisten können künftig verwendet werden zur Verstärkung der Vorneverteidigung, im Territorialbereich, zur direkten Unterstützung alliierter Streitkräfte", schrieb Helmuth Möhring (SPD), Mitglied des „Verteidigungsausschusses" des Bundestages und Vizepräsident des



IN ZIVIL

Verbandes der Reservisten der Deutschen Bundeswehr e. V., zur neuen Reservistenkonzeption. „Diese Konzeption", so heißt es in ihrem Text, „erstreckt sich sowohl auf die beorderten Reservisten der Verfügungsbereitschaft, der Alarmreserve, der Personalreserve, als auch auf die nicht-beorderten Reservisten innerhalb der Wehrüberwachung und außerhalb der Wehrüberwachung." Sie gilt demnach für alle drei Millionen.

An erster Stelle stehen dabei die Reservisten der Verfügungsbereitschaft. Das ist eine besondere Art des Militärdienstes in der BRD, „die sich für die Dauer von zwölf Monaten an den Grundwehrdienst oder an die Beendigung eines Dienstverhältnisses als Soldat auf Zeit anschließt". Durch sie „ist die Einsatzbereitschaft bestimmter Truppenteile – auch außerhalb der Mobilmachung – schnell herzustellen bzw. zu verbessern". Deshalb unterliegen die zur Verfügungsbereitschaft beorderten Reservisten „zusätzlichen Verpflichtungen im Rahmen der Wehrüberwachung". Sie sind praktisch für ein Jahr nur beurlaubt, ihre Dienstzeit beträgt also zum Beispiel nicht fünfzehn, sondern eigentlich siebenundzwanzig Monate. Denn sie müssen sich in diesem einen Jahr jederzeit zur Verfügung der Bundeswehr halten.

Nach der neuen Heeresstruktur würden nämlich die Brigaden des Feldheeres, deren Zahl ja von 33 auf 36 erhöht wurde, in voller Kriegsstärke nicht mehr drei, sondern vier Bataillone umfassen. Sie haben im Frieden 90 Prozent ihres Personalbestandes. Mit Hilfe der Verfügungsbereitschaft soll ohne die auffällige Verkündung einer Mobilmachung in kürzester Zeit ihre volle Aggressionsbereitschaft hergestellt werden.

Das wurde bereits wiederholt geprobt. Beispielsweise schon im Januar 1977 bei der Truppenübung „Schneller Zug" der bereits damals nach dem „Modell 80" gegliederten Panzerbrigade 20. Von den 639 überraschend einberufenen Reservisten der Verfügungsbereitschaft befanden sich 617, also fast alle, nach 24 Stunden bei ihren Einheiten. Die Zahl der zur Verfügungsbereitschaft beorderten Reservisten soll künftig mehr als verdoppelt werden.

„Das entscheidende Mittel zur Herstellung der personellen Einsatzbereitschaft der Bundeswehr bei einer Mobilmachung" stellt die sogenannte Alarmreserve dar. Dazu gehören derzeit etwa 800000 Mann, „die zum vollen Aufwuchs der Streitkräfte" vorgesehen sind. Sie werden „zu aktiven Truppenteilen und Dienststellen sowie Geräteeinheiten oder in die Führer-/Unterführerreserve beordert".

Die dritte Kategorie bildet die Personalreserve. Sie umfaßt über die Kriegsstärke der Bundeswehr hinaus „eine bestimmte Anzahl von Reservisten, die im Kriege als zusätzlicher Personalersatz für die Streitkräfte vorgesehen sind". Wie Bundeswehrminister Apel erklärte, enthält die Reservistenkonzeption '80 für sie die Neuerung, daß sie „in sogenannten Nachfüllkontingenten zusammengefaßt und damit bedarfsgerecht bereitgehalten werden". Sie sollen einen relativ hohen Ausbildungsstand haben, um „sie im Krieg ohne zusätzliche Ausbildung als Ersatz für ausgefallenes Personal einsetzen zu können".

Aber auch Reservisten, die zu keiner dieser drei Kategorien gehören, „sind Meldepflichten unterworfen, die ihre ständige Erreichbarkeit sowie die Kenntnis über ihre berufliche Ausbildung und Tätigkeit sicherstellen sollen". Sie sind für die Bundeswehrführung „ein verfügbarer Personalbestand, auf den zur Aufstellung zusätzlicher Truppenteile in erster Linie zurückgegriffen werden könnte".

Und selbst jene Reservisten, über die „bei den Wehrersatzämtern keine aktuellen Unterlagen geführt werden" und die für „eine Verwendung in den Streitkräften nur bedingt geeignet" erscheinen, stehen „in besonderem Maße für Aufgaben der zivilen Verteidigung zur Verfügung" Sie sind vor allem, so wurde schon vor einiger Zeit bekannt, „für die Aufstellung einer Polizeireserve" eingeplant, die den „inneren Feind" bekämpfen soll.

Die drei Millionen Reservisten spielen also in den Kriegsplänen der Bundeswehr keine geringe Rolle. Man spekuliert mit ihrer intensiveren Nutzung auch „im Hinblick auf Ergebnisse von Rüstungskontrollverhandlungen über die Begrenzung von Landstreitkräften in Mitteleuropa". Die neue Reservistenkonzeption soll folglich, selbst wenn der Imperialismus ein solches Abkommen über die Begrenzung von Streitkräften und Rüstungen nicht verhindern kann, im Zusammenhang mit den Plänen für die Mobilmachung gewährleisten, daß die BRD-Streitkräfte in spätestens drei Tagen auf eine Kriegsstärke bis zu 1,3 Millionen Mann gebracht werden.

Die Landstreitkräfte sollen dann etwa zu zwei Dritteln aus Reservisten bestehen. Ihr Anteil beträgt im Feldheer 40 Prozent, im Territorialheer aber 85 Prozent. „Die verstärkte Anwendung der Verfügungsbereitschaft", so heißt es in der neuen Reservistenkonzeption, „wird dazu beitragen, die Fähigkeit des Heeres zu schnellem Aufwuchs zu verbessern. Der aus der Umgliederung des Heeres in die Heeresstruktur 4 resultierende größere Bedarf an Reservisten ist Folge einer Erhöhung der Anzahl der Geräteeinheiten. Dabei ist von besonderer Bedeutung, daß nicht nur die Zahl der Bataillone vermehrt wird, sondern auch erstmalig Großverbände als Geräteeinheiten aufgestellt werden. Hierbei handelt es sich um sechs Heimatschutzbrigaden und 15 Heimatschutzregimenter." Und die sollen nunmehr ja auch als „Kampf-" bzw. „Einsatzverbände" im Bestand von NATO-Gruppierungen „vorneverteidigen".

Ursprünglich waren für die Auffüllung des Heeres auf Kriegsstärke über 600000 Reservisten eingepalnt. Nach der vollständigen Umgliede-

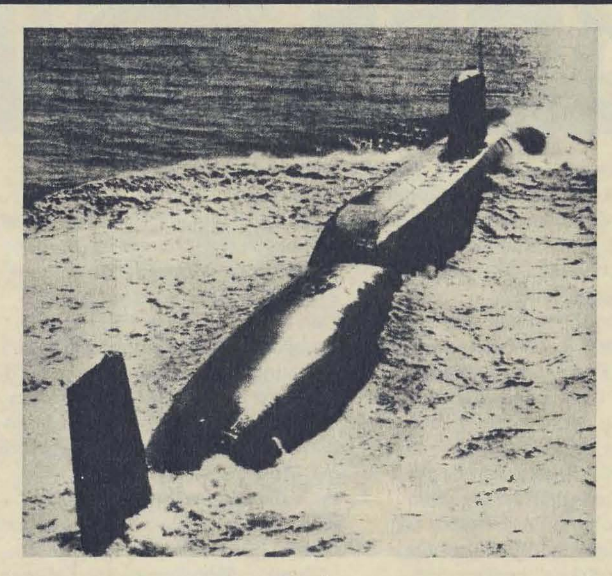
ARMEE IN ZIVIL

rung auf die Heeresstruktur 4 werden sich jedoch „Bedarf und Aufkommen an Reservisten nach Zahl und Art verändern". Sie werden sich, wie wir den deutschen Imperialismus kennen, also keinesfalls verringern.
Nahezu verdoppeln soll sich im Kriegszustand die Personalstärke der Luftwaffe. Etwa 100000 Mann werden „nach Bedarf und Eignung zur Verstärkung der aktiven und zur Aktivierung der Geräteeinheiten verwendet". Mit Reservisten der Verfügungsbereitschaft ist die „frühzeitige Erhöhung der Einsatzbereitschaft bestimmter mobilmachungsabhängiger Kräfte" beabsichtigt. Reservisten der Alarmreserve sind von „ausschlaggebender Bedeutung", um „Kampfkraft und Einsatzdauer" der Luftwaffe zu erhöhen.
Die Bundesmarine schließlich soll im Kriegszustand zu einem Drittel aus Reservisten bestehen. Sie werden „überwiegend für Unterstützungseinheiten und Marinesicherungstruppenteile" einberufen, denn der größte Teil der Kampfeinheiten der Flotte hat bereits jetzt Kriegsstärke.
Um die Reservisten „zu motivieren, zu betreuen, zu informieren und militärisch zu fördern", wird sowohl außerhalb als auch innerhalb der Bundeswehr „Reservistenarbeit" geleistet. Außerhalb ist „besonders beauftragter Träger" dafür der Verband der Reservisten, der für diesen Zweck jedes Jahr 1,3 Millionen DM an „Zuwendungen aus dem Bundeshaushalt" erhält.
In der Bundeswehr werden „nach den Grundsätzen und Erfordernissen der Streitkräfte" Reservisten in „Wehrübungen und dienstlichen Veranstaltungen aus- und weitergebildet". 1978 hatten beispielsweise im Heer mehr als 130000 Reservisten „geübt". 1980 wurden die „Durchschnittsstärken an Wehrübungsplätzen" auf 5000 erhöht. „Das ermöglicht, etwa 25% der z. Z. beorderten Reservisten (ca. 150000 Mann) im Jahr üben zu lassen." Künftig sollen jedoch 210000 Reservisten jährlich „Wehrübungen" in ihren Stammeinheiten ableisten.
Allein im Wehrbereich II (Hannover) werden in diesem Jahr 50000 Reservisten zu Kriegsübungen eingezogen, 50 Prozent mehr als 1980. Den Schwerpunkt der Reservistenausbildung bilden jedoch die Mobilmachungsübungen. Im Jahre 1978 waren es bei den Landstreitkräften 240. „Das bedeutet: in 240 Verbänden und Einheiten des Heeres wurde der Mobilmachungsfall geübt", teilte die Bundeswehrführung mit.
In der neuen Reservistenkonzeption hieß es nun dazu: „Vermehrte Ausbildung in Mobilmachungsübungen, was im besonderen zur Erhaltung eines ausreichenden Ausbildungsstandes in den Einheiten/Verbänden beiträgt. So wird sich die Zahl der Mobilmachungsübungen 1980 im Vergleich zu 1978 um ca. 50% erhöhen." Und auch in diesem Jahr wird in den Landstreitkräften der BRD fast jeden Tag „der Mobilmachungsfall geübt".
Die Bundeswehrführung hat sich schon etwas dabei gedacht, wenn sie von den Reservisten verlangt, daß sie ihre Kampfschuhe aufbewahren und pflegen. Über eine Überlegung, die in jüngster Zeit hinzukam, schrieb kürzlich Bundeswehr-Generalleutnant Lothar Domröse als stellvertretender Stabschef für militärische Planungen im NATO-Hauptquartier: „Ich nehme an, daß in jedem Falle die USA Landstreitkräfte für den Einsatz außerhalb des NATO-Vertragsgebietes dort verfügbar machen werden, wo die Interessen einzelner oder mehrerer Vertragspartner entscheidend zu schützen sind."
Diese Interessen der NATO bestehen ja bekanntlich im – wie sie es nennen – „freien Zugang", das heißt, in der ungehinderten imperialistischen Ausbeutung der Bodenschätze anderer Völker, insbesondere des Erdöls in der Golfregion. Und die Truppen, die diesen freien Zugang „schützen" sollen, würden natürlich für die militärischen Vorhaben in Europa nicht zur Verfügung stehen. Deshalb schlägt der Bundeswehr-Generalleutnant vor: „Als Lösung bietet sich für die Bundesrepublik Deutschland die Aufstellung schnell mobilisierbarer Reserve-Brigaden an. Sie sind dem Feldheer zuzuordnen und unterliegen der Einsatzplanung durch die NATO-Kommandobehörden." Er hält „die Aufstellung von sechs deutschen Reservebrigaden für einen angemessenen Beitrag", der „zur Verstärkung des Feldheeres noch in Spannungszeiten" dienen soll. Das sei auch der „kostenwirksamste Beitrag, den das Heer und damit die Bundeswehr im Rahmen des Konzeptes der Arbeitsteilung" in der NATO leisten könne.
Doch so groß auch das Interesse der BRD an Dingen „außerhalb des NATO-Vertragsgebietes" ist, in erster Linie geht es ihr wohl doch um etwas anderes. In einem Bericht über das Manöver „Certain Rampart" der vorjährigen „Herbstschmiede"-Serie war zu lesen, daß da 18000 Mann der „Orange-Truppe" über eine gedachte Grenzlinie zum Angriff vorgingen. Dazu gehörte die Panzergrenadierbrigade 35 der Bundeswehr, in deren Bestand sich auch 302 Reservisten befanden. Und Kommandeur Oberst Gerd Röhrs ließ wissen, daß sie sich „nahtlos in die Brigade eingereiht haben und mit dem gleichen Elan wie ihre aktiven Kameraden die ihnen gestellten Aufgaben meisterten" – den Angriff über eine Grenzlinie.
Es sieht demnach ganz so aus, als sollten die Bundeswehr-Reservisten ihr Schuhzeug vor allem dafür aufbewahren und pflegen, für'n Marsch gen Osten – den alten Stiefel. Daß sie aber auch in ausgelatschten (Kampf-)Schuhen schließlich nicht an ihr Ziel kommen – dagegen gibt's ja bewährte Mittel, nämlich die stete Wachsamkeit und die ständige Gefechtsbereitschaft sozialistischer Streitkräfte.

Major K.-H. Melzer
Gestaltung und Fotomontage: Sepp Zeisz

AR 6/81 | **TYPENBLATT** | **KRIEGSSCHIFFE**

Nuklear-Unterseeschiff „Henry Clay" (USA)



Taktisch-technische Daten:

Wasserverdrängung	
über Wasser	7250 ts
unter Wasser	8250 ts
Länge	129,5 m
Breite	10,1 m
Tiefgang	9,6 m
Leistung des Dampfturbinensatzes	44000 kW (60000 PS)
Bewaffnung	16 „Poseidon C3"-Raketen; 4 Torpedorohre
Besatzung	155 Mann
Rakete „Poseidon C3"	
Startgewicht	30 t
Länge	10,4 m
Durchmesser	1,8 m
Gefechtskopf	10 oder 14 Mehrfachsprengköpfe
Antrieb	2 Feststofftriebwerke
Reichweite	4600 oder 6000 km

Die „Henry Clay" gehört zu den mit Kernkraft angetriebenen 31 U-Schiffen der Lafayette-Klasse, die in den sechziger Jahren gebaut wurden. Diese für die strategische Kriegsführung vorgesehenen Schiffe waren ursprünglich mit „Polaris"-Raketen ausgerüstet, eine Umrüstung auf moderne „Trident"-Raketen ist vorgesehen. Die Raketenbehälter befinden sich in zwei Reihen vertikal hinter dem Turm.

AR 6/81 | **TYPENBLATT** | **SCHÜTZENWAFFEN**

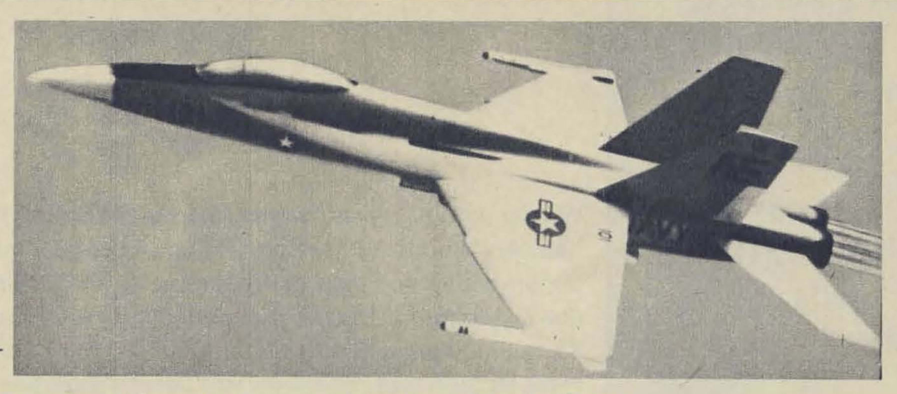
Pistole P-64 (VR Polen)



Taktisch-technische Daten:

Masse	610 g ohne Patronen
Länge	160 mm
Höhe	119 mm
Breite	28 mm
Lauflänge	85 mm
Anfangsgeschwindigkeit	310 m/s
Praktische Schußgeschwindigkeit	30 Schuß/min
Wirksame Schußweite	bis 70 m
Kaliber	9 mm
Magazinkapazität	6 Patronen
Züge	4

Die Selbstladepistole P-64 ist ein Gasdrucklader mit feststehendem Lauf und beweglichem Masseverschluß. Verschossen wird die Patrone 9 mm Makarow. Durch ihren stabilen Aufbau ist die Waffe kaum störanfällig. Hergestellt in den staatlichen Waffenfabriken Radom, wird die P-64 ausschließlich im Inland – in der Polnischen Armee und der Miliz – verwendet.



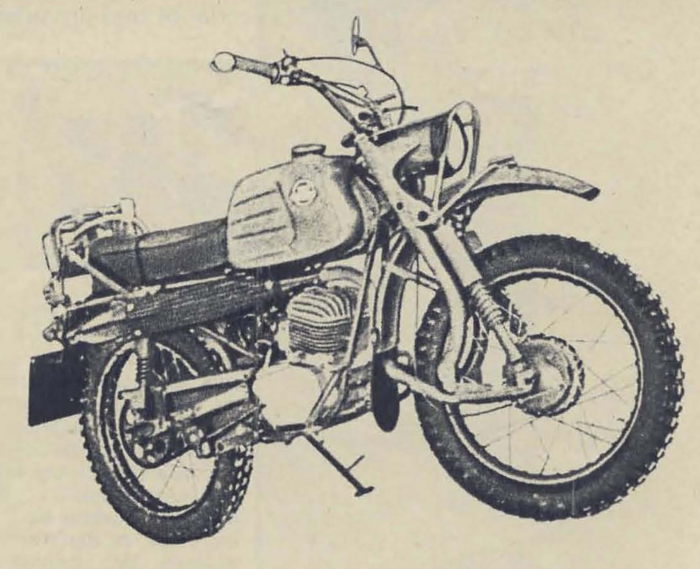
Marine-Kampfflugzeug Northrop F-18 (USA)

Taktisch-technische Daten:

Startmasse	2000 kg
Spannweite	11,43 m
Flügel geklappt	7,62 m
Länge	17,08 m
Höhe	5,51 m
Höchstgeschwindigkeit	1,8 Mach
Gipfelhöhe	15000 m
Überführungsreichweite	3700 km
Triebwerk	2 General Electric F404 GE400
Schub mit Nachbrenner	je 71122,5 N (7250 kp)
Bewaffnung	1 × 20-mm-Kanone; 2× Sparrow-Flugkörper; 2× Sidewinder-Flugkörper; verschiedene Waffenbehälter, Raketen, Bomben
Besatzung	1 Mann

1977 erfolgte der Erstflug dieses taktischen Kampfflugzeuges der US-amerikanischen Kriegsmarine. Es stellt eine Weiterentwicklung der YF 17 dar und ist den besonderen Forderungen der Seestreitkräfte angepaßt. Die F-18 hat eine bessere Reichweite und gute Langsamflugeigenschaften, die Seitenflügel können angeklappt werden. Die Maschine ist als Luftkampfbegleitjäger (Ersatz für Phantom II) sowie als Tiefangriffsflugzeug (Ersatz für Corsair II) vorgesehen. Geplant ist eine Aufklärer- und eine zweisitzige Trainerversion.

Mittleres Krad K125 Bw (BRD)



Taktisch-technische Daten:

Gesamtmasse	300 kg
Leermasse	130 kg
Länge	2035 mm
Breite	930 mm
Höhe	1260 mm
Höchstgeschwindigkeit	100 km/h
Motortyp	Sachs 1251/5B
Motorleistung	9,2 kW (12,5 PS)
Drehzahl	7000/min
Tankinhalt	15 l
Personen	2 Mann

Dieses geländegängige Krad wird in den Hercules-Werken für die Bundeswehr produziert. Ausgerüstet sind damit vor allem die Kradmelder, der Kommandantendienst und die Feldjäger.



Lassen sich Lebens-Fragen mit Zahlen beantworten?

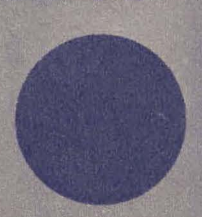
Sieht man durch den Winkelspiegel klarer?

Was vermögen Gruppenbriefe?

Kommt man durch Vorlesen zum Lesen?

Pfennig, Pfennig – wohin wanderst du?

Sind Reservisten Rosenkavaliere?



Wieder sind es sechs Fragen, die an der Spitze stehen. Andere als im Maiheft (Seite 84 bis 86), mit denen wir diese Folge eröffneten, aber ähnlich in der Zielrichtung. Darauf gezielt nämlich, was in den Kompanien jener Genossen, die hier zu Wort kommen, Brauch und oft schon seit Jahren Tradition ist: im Umgang miteinander, mit uns selbst also. Als Soldaten der Arbeiter-und-Bauern-Macht tragen wir die Waffe für den Frieden, für das werktätige Volk, für den Schutz und die Verteidigung unserer sozialistischen Errungenschaften. Das prägt unser Miteinander im militärischen Alltag, bei der Erfüllung unseres Klassenauftrages. Darüber will AR, ausgehend gerade auch von den Beschlüssen des X. Parteitages der SED, in dieser Folge berichten. Alle AR-Leser sind weiterhin aufgerufen, sich zu Wort zu melden. Und was ihre Erfahrungen, ihre Erlebnisse und Erkenntnisse betrifft: Nachmachen ist erlaubt und erwünscht.

Das ist bei uns

Wir haben eine sehr rührige FDJ-Leitung, die sich immer wieder etwas Neues einfallen läßt. Als es um den X. Parteitag der SED ging, kam sie auf die Idee, mal an uns selbst darzustellen, was Arbeiterpolitik heißt und wie sie sich bei uns ganz persönlich auswirkt. So war dann, im Ergebnis einer Rund-um-Frage, an der Wandzeitung zu lesen: „Wie leben wir?" Gut, sicher und geborgen – konnte jeder feststellen. Ein paar Zahlenbeispiele: Alle Genossen haben eine solide Schulbildung, 14% sogar das Abitur. Vier Fünftel der Angehörigen unserer Kompanie sind Facharbeiter. Bei denen, die vor ihrer Armeezeit schon im Betrieb gearbeitet haben, machte die letzte Jahresendprämie durchschnittlich 590.00 Mark aus. Keiner aus unserer Mitte, der seinen Urlaub nicht wenigstens einmal in einem Erholungsort verbracht hat; 12% sind mit Jugendtourist schon im sozialistischen Ausland gewesen. 84% aller Genossen lesen in der Regimentsbibliothek, jeder Dritte besitzt selbst mehr als 25 Bücher. Die meisten haben zu Hause ein eigenes Radio,

so Sitte

viele außerdem noch einen Kassettenrecorder oder Plattenspieler. Zum Tag der NVA 1981 bekamen 76 % von ihren Betrieben Glückwünsche, Geschenke oder Prämien. Fast alle gehen nach der Armeezeit wieder in ihren Betrieb zurück; 8 % haben schon einen Qualifizierungsvertrag in der Tasche, weitere 40 % wollen sich beruflich ebenfalls weiterbilden. Von den ledigen Genossen hat fast jeder Zweite zu Hause bei den Eltern ein eigenes Zimmer. Die Verheirateten haben ausnahmslos den Ehekredit in Anspruch genommen; jeder Zweite hat mit seiner Familie bereits eine eigene Wohnung. – Es war sehr interessant und aufschlußreich, an uns selbst zu prüfen, wie sich die Sozialpolitik der SED und unseres sozialistischen Staates bei jedem niederschlägt. Einige sind recht nachdenklich geworden und sehen nun wohl auch ihr Soldatsein in einem anderen, besseren Licht.
Unteroffizier Lutz Wiegand

In der Panzerkompanie Jessner gehört es zu den Selbstverständlichkeiten, sich gegenseitig beim Erfüllen der militärischen Aufgaben zu helfen. Als ich Richtschütze wurde, habe ich zuerst immer versucht, das mir zugewiesene Ziel durch's Zielfernrohr zu finden. Ich dachte: dann richtest du sofort den Hauptstachel darauf und sparst so Zeit! Aber meistens habe ich dabei das falsche Ziel aufgefaßt. Bis mir ein anderer Richtschütze den Tip gab, als erstes durch den Winkelspiegel zu sehen. Weil man so einen größeren Geländeausschnitt vor Augen hat und auch die Kontraste stärker sind, man also mehr wahrnimmt. Seitdem ich das mache, geht's besser, haben wir mehr Treffererfolge.
Soldat Karlheinz Wagner

Obwohl auch bei uns jeder mit seinen eigenen Briefen beschäftigt ist, schreiben wir darüber hinaus auch noch kollektive Briefe. Die ganze Gruppe! Alle paar Monate setzen wir uns zusammen und schätzen ein, wie sich jeder gemacht hat, wie seine Leistungen sind und wo er im Wettbewerb, in der Disziplin und Ordnung steht. Das fassen wir zusammen. Und daraus wird ein Gruppenbrief an seine Brigade, an sein Arbeitskollektiv. Alle unterschreiben. Was kommt unter dem Strich dabei raus? Jeder gibt sich Mühe, damit wir nichts Schlechtes über ihn zu schreiben brauchen. Und auch seine „Truppe" im Betrieb nimmt mehr Anteil daran, was er bei der Armee und wie er sich hier macht. Übrigens, auf den Gedanken für diese kollektiven „Zwischenbeurteilungen" hat uns Gefreiter J. Claus gebracht, der einzige Kommunist in unserer Gruppe.
Gefreiter Arnold Thon

Traditionell gibt es in unserem Kompanieklub Literaturabende besonderer Art: jeder ist aufgefordert, das Buch mitzubringen, das ihm in jüngster Zeit am besten gefallen hat. Jeder liest daraus etwas vor – eine charakteristische Episode, ein Gedicht oder eine Passage, die ihn stark beeindruckt hat. Lustiges, Humorvolles kann's natürlich auch sein. So bringt einer den anderen auf den Geschmack für ein bestimmtes Buch.
Unteroffizier Wolf Baumann

Es ist bei uns so Sitte

. . . daß die nach Hause gehenden Reservisten für unser Kompaniegärtchen einen Rosenstock kaufen und ihn vor versammelter Mannschaft pflanzen.
Unterleutnant Rolf Jendrich

. . . daß unsere FDJ-Organisation zweimal im Jahr eine Postenführerolympiade veranstaltet, bei der alle FDJler in Postenpaare eingeteilt werden und in voller Grenzdienstausrüstung an den Start zu den einzelnen Stationen gehen, wo DV-Kenntnisse geprüft werden, Funkgeräte in der Normzeit einsatzbereit zu machen sind, Teile der Hindernisbahn überwunden und Aufgaben des Truppenerkennungsdienstes gelöst werden müssen, anschließend das Lied des Monats gesungen, Sport getrieben und auch gegrillt wird.
Gefreiter Klaus Berndt

. . . daß wir uns regelmäßig zusammenfinden, um über unseren Stand im Wettbewerb und die nächsten Aufgaben zu sprechen, wobei Unteroffizier Fiedler uns auch auffordert, sachlich-kritische Hinweise zu seinen Erziehungs- und Ausbildungsmethoden zu geben.
Soldat A. Blankenstein

. . . daß alle Pfennigmünzen, die jemand beim Herausgeben in der MHO oder woanders bekommt, nicht in den Portemonnaies bleiben, sondern in die Soli-Kasse unseres Trupps wandern, wodurch allein im letzten halben Jahr zusätzlich zu den Einzelspenden bei den Solidaritätssammlungen 47.86 Mark zusammenkamen.
Gefreiter Ulf Horn

. . . daß jeder sich mit Sorgen, Nöten und auch familiären Problemen an den Zugführer wenden kann, der – obwohl selbst nicht verheiratet und jünger als einige Soldaten – meistens einen Rat weiß und hilft, wo er helfen kann.
Soldat Gerd Wieczorrek

. . . daß unser Kompaniechef, Oberleutnant Hammer, sonntags öfter mal in den Besucherraum des Regiments kommt, um sich mit den Ehefrauen und Eltern der Soldaten bekanntzumachen und zu hören, welche Fragen oder Probleme es möglicherweise gibt.
Soldat Marcel Klutsch

. . . daß die dienstälteren Unteroffiziere Patenschaften über jene Genossen übernehmen, die von der Unteroffiziersschule kommen, um ihnen praktische Erfahrungen in der Arbeit an der Flugzeugtechnik zu vermitteln und sie im Kollektiv der Unteroffiziere schnell heimisch werden zu lassen.
Major Roland Großmann

Der Bataillonskommandeur

Die Geschichte eines Fotos

Es gibt wohl kaum jemanden, der dieses Foto nicht kennt. Zeitungen haben es gedruckt, es wurde auf Ausstellungen gezeigt, Fernsehstationen strahlten es aus. Das Bild ging um die ganze Welt. Ein Motiv aus den Jahren des Großen Vaterländischen Krieges der Sowjetunion. Fotografiert hat es Maks Wladimirowitsch Alpert, in jener Zeit Bildberichterstatter der sowjetischen Nachrichtenagentur TASS. Er erzählte:

„Es war im Sommer des Jahres 1942, in der Gegend von Woroschilowgrad. Ich war gerade in einem Schützengraben in der vordersten Linie angekommen, als faschistische Flugzeuge auftauchten und uns zu bombardieren begannen. Dann folgte Artilleriebeschuß. Wir warfen uns auf den Boden. Plötzlich Stille. 'Na los, kommt gekrochen, ihr Scheusale!' fluchte der Genosse neben mir.

Ich sah nach vorn. Da, auf dem Weg, hinter dem Hügel hervor, kamen, ein Lied grölend, die Fritzen. Sie rückten näher und näher. Plötzlich erhob sich ganz in der Nähe ein Offizier in seiner vollen Größe und rief: ‚Kommunisten, vorwärts!'

Ich kam gerade noch dazu, einmal den Verschluß meiner Kamera zu betätigen. Dann zerschlug mir ein Splitter das Objektiv. Und ich mußte annehmen, daß auch der Film verloren war. Aber als ich ihn später entwickelte, stellte ich fest – das Negativ war gut. Das Foto nannte ich ‚Der Bataillonskommandeur'.

Denn damals, mitten im Kampf hatte sich wie ein Lauffeuer die Nachricht verbreitet: Unser Bataillonskommandeur ist gefallen! Da dachte ich, daß das jener Genosse gewesen sei, den ich fotografiert hatte. Nur, seinen Familiennamen in Erfahrung zu bringen, das gelang mir nicht mehr."

„Der Bataillonskommandeur" wurde dann in der „Prawda" veröffentlicht. 1948 fand in Moskau eine Fotoausstellung zum Thema „Der Große Vaterländische Krieg" statt. Zusammen mit anderen seiner Arbeiten stellte Maks Alpert auch diese aus. Keinen Besucher ließ das Bild ungerührt. Alpert bekam für das Foto die Goldmedaille.

Während der Ausstellung und danach erhielt Maks Wladimirowitsch Briefe aus allen Teilen des Landes. Die einen schrieben, daß sie in dem Kommandeur ihren Ehemann, andere ihren Sohn, dritte ihren Bruder, vierte sich selbst erkannt hätten. Aber alle irrten sich. Das gleiche dachte der Fotokorrespondent auch, als ein Telegramm aus Saporoshje ankam. Darin hieß es: „Vater! Unser Vater ist gefunden! Wir schikken ihnen einige Vorkriegsaufnahmen von ihm. So wird es möglich sein, daß Sie die Ähnlichkeit genau bestimmen. Familie Jeremenko." Und die Prüfung ergab tatsächlich – der Genosse auf dem Foto war der Politstellvertreter Alexej Gordejewitsch Jeremenko.

„Von nun an", so schrieb Alpert nach Saporoshje, „hatte mein ‚Bataillonskommandeur', der bisher ein anonymes Vorbild und ein Symbol war, einen Namen. Ich bin sehr froh darüber, daß Sie Ihren Vater und Mann gefunden haben und ich – Ihren Helden. Ich selbst habe im Krieg zwei Söhne verloren, und mir sind alle Ihre Gefühle zutiefst verständlich."

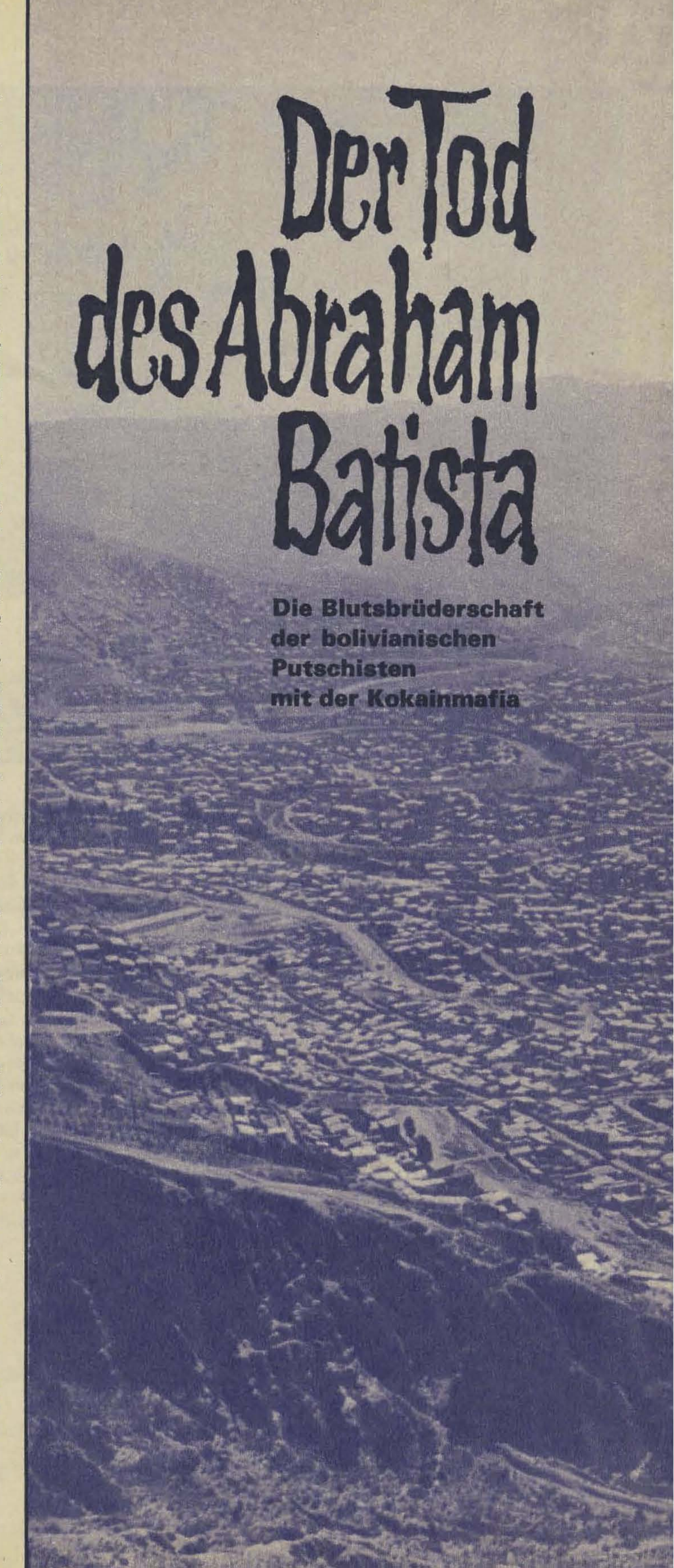
Alexej Gordejewitsch Jeremenko hatte ein Leben wie Tausende andere. 1906 auf dem Lande geboren, hatte er die Herrschaft der Kulaken auf dem Dorfe noch selbst kennengelernt. Er haßte die Ausbeuter. Kein Wunder, daß er als einer der ersten in den Kolchos eintrat. Er wurde Brigadier der Traktoristen. Die Mitglieder der KPdSU wählten ihn zum Parteiorganisator. 1935 wurde er Vorsitzender des Kolchos „Krasina" im Gebiet Saporoshje.



Als der Krieg begann, ging er zur Armee. Er besuchte Lehrgänge für Politarbeiter. An der Front war er immer dort zu finden, wo es am schwierigsten war. Mehrmals wurde er zur Auszeichnung vorgeschlagen. Über den letzten Kampf, in dem Alexej Jeremenko fiel, berichtete der frühere Gehilfe des Chefs der Operativabteilung des Stabes der 4. Schützendivision, Wassili Sewastjanowitsch Weresubtschak:
„Das war am Morgen des 12. Juli 1942 bei Woroschilowgrad. Ein Angriff der Faschisten folgte dem anderen. Die MG-Schützen kamen kaum dazu, das Wasser in den Maxims zu erneuern. Immer seltener schoß unsere Artillerie. Die Munition ging zur Neige. Man mußte jedoch sichern, daß das Dorf Choroscheje gehalten wurde, bis die Hauptkräfte nachgerückt waren.
Als die Deutschen wieder angriffen, geriet unsere Flanke ins Wanken. Mehrere Rotarmisten begannen zurückzukriechen. Ich erhielt den Befehl, die Lage in jenem Abschnitt wieder herzustellen. In diesem Augenblick tauchte auch der Politstellvertreter Jeremenko hier auf.
‚Wir müssen angreifen!' schrie mir der Kommissar ins Ohr. Er sprang jäh auf und rief: ‚Kommunisten, vorwärts! Mir nach!' Die Soldaten stürzten vorwärts. Ein kräftiges ‚Hurra!' erschallte. Ringsum detonierten Granaten, pfiffen Geschosse. Eins traf den Politstellvertreter am Kopf. Er schwankte, fiel aber nicht. Er machte noch ein paar Schritte, dem Feind entgegen, seine Genossen mitreißend. Schon im nächsten Moment wurde er jedoch ein zweites Mal getroffen, tödlich. Seine Soldaten stürmten weiter. Die Faschisten wurden aus dem Dorf zurückgedrängt."
An den Orten, wo während des Großen Vaterländischen Krieges Gefechte tobten, stehen heute Denkmäler. So auch bei dem ukrainischen Dorf Choroscheje. Auf diesem Obelisk ist neben vielen anderen Namen der des Politstellvertreters A. G. Jeremenko zu lesen.
Major P. Danilow

Der Tod des Abraham Batista

Die Blutsbrüderschaft der bolivianischen Putschisten mit der Kokainmafia



José Abraham Batista, einer der drei Könige des bolivianischen Kokainschmuggels, näherte sich nichtsahnend seinem Auto. Er hatte eben in einem Straßenrestaurant eine Pizza gekauft, die er zu Hause mit „Geschäftsfreunden" zu verzehren gedachte. Er wähnte sich gut behütet von seinen zwei Leibwächtern. Hier in Santa Cruz, der heimlichen Hauptstadt der steinreichen Viehzüchter und Zuckerbarone des bolivianischen Tieflandes, wo jede zweite Familie der Oberschicht ihr Vermögen freilich eher dem Kokain als dem Rindfleisch und Rohrzucker verdankt, fühlte sich José Abraham Batista sicherer als irgendwo.

Doch als er seinen Alfa Romeo besteigen wollte, peitschten Schüsse über die Straße. Eine Salve aus zwei Maschinenpistolen traf ihn in den Rücken. Der Kokainkönig war auf der Stelle tot. Im Handumdrehen war die zuvor so belebte Hauptstraße wie leergefegt. Niemand ist in Bolivien gern dabei, wenn die Kokainmafia ihre Meinungsverschiedenheiten austrägt. Sogar Batistas Leibwachen hatten sich in Luft aufgelöst.

Es dauerte fast eine halbe Stunde, bis die Polizei eintraf. Sie fand natürlich von den Tätern keine Spur, auch keine von den Leibwächtern. Die lokale Presse des folgenden Tages berichtete von dem Meuchelmord in einer Kurzmeldung.

Ausländische Pressereporter, die in der bolivianischen Hauptstadt La Paz akkreditiert waren, witterten dagegen eine Sensation. Unverzüglich wollten sie nach dem fieberheißen Santa Cruz aufbrechen. Doch die Militärbehörden erteilten keine Reiseerlaubnis. Und wer es ohne Genehmigung versuchen wollte, dem bedeutete man, daß es gesünder sei, in der kühlen Hauptstadt in den Bergen zu bleiben.

Das eherne Gesetz der sizilianischen und US-amerikanischen Mafia hat auch in den Anden Gültigkeit: Wer nicht schweigt,



muß sterben. Den Reportern war ihr Leben lieber.
Hätten sie nachgeforscht, wären sie unzweifelhaft auf Oberst Faustino Rico Toro gestoßen, der seit dem Putsch im Juli 1980 Chef des militärischen Geheimdienstes ist. Rico Toro und Abraham Batista waren intime Freunde. Als der Oberst noch in Santa Cruz stationiert war, pflegte er in aller Öffentlichkeit mit dem Kokainkönig in noblen Restaurants zu speisen. Damals traf die bürgerlich-demokratische Regierung der Präsidentin Lidia Gueiler gerade Anstalten, ein Gesetz zur durchgreifenden Bekämpfung des Drogenhandels in Bolivien zu erlassen. Die Mafia von Santa Cruz antwortete auf ihre Weise: im Juni 1980 ging das dortige Drogenfahndungsarchiv in Flammen auf. In der nahen Kaserne rührte sich keine Hand, um den Brand zu löschen. Dagegen waren die Truppen Toros sofort zur Stelle, als es während des reaktionären Militärputsches am 17. Juli die wichtigsten Punkte der Stadt zu besetzen galt. Und Kumpan Batista schickte seine Kokaingangster zu Dankbarkeitsbekundungen vor das Rathaus.
Nach dem Staatsstreich blühte das Rauschgiftgeschäft von Santa Cruz prächtiger auf als je zuvor. Zwei Verwandte Batistas wurden in der Zollverwaltung plaziert, seine Sportflugzeuge erhielten trotz allgemeinen Ausnahmezustandes absolute Startfreiheit für In- und Auslandsflüge. Und Batista würde noch heute in Saus und Braus leben, wenn er nicht versucht hätte, seinen uniformierten Partner zu übertölpeln und einen selbständigen Schieberring aufzuziehen. Das litt der nach La Paz aufgestiegene Oberst nicht. Die Schüsse vor dem Pizzarestaurant befreiten ihn von seinem allzu geldgierigen Teilhaber und verschafften ihm die Gelegenheit, das Geschäft in alleinige Regie zu nehmen.
Der Kokain-Oberst Rico Toro ist durchaus kein Einzelfall in Bolivien. Mußte die Kokainmafia vor dem Militärputsch noch viele Risiken eingehen und beim Schmuggel Verluste durch Beschlagnahmen und andere Zwischenfälle einkalkulieren, fühlt sie sich heute in keiner Weise mehr behindert.
Seit dem Militärputsch ist der schwarze Markt in den USA und in Westeuropa überschwemmt mit Rauschgift aus dem südamerikanischen Staat. Die Schweizer „Neue Zürcher Zeitung" schätzt, daß in Bolivien pro Jahr etwa 27000 Tonnen Kokablätter geerntet werden. Daraus können 100 Tonnen reines Kokain hergestellt werden. Das erbringt, gemessen an den Schwarzmarktpreisen im Straßenhandel von New York, Einnahmen von einer Milliarde Dollar. Die Exporterlöse legaler Ausfuhrprodukte Boliviens machen dagegen nur 600 Millionen Mark aus.
Die Militärdiktatoren behaupten, sie erwögen die Einführung der Todesstrafe für Rauschgifthandel. Würden sie das ernst meinen, müßten sie sich reihenweise selbst hinrichten. Der inzwischen bereits wieder abgelöste Luis Arce Gómez, einst ausgestattet mit den Posten des Ministers des Inneren und der Justiz, war dem zweiten großen Kokainkönig von Santa Cruz auf das freundschaftlichste verbunden. Es handelt sich um den früheren Präsidenten der Handels- und Industriekammer von Santa Cruz, José Roberto Gasser. Der ehrenwerte Kammerpräsident war im Juni vergangenen Jahres in Miami auf frischer Tat verhaftet worden, als er ein 9-Millionen-Dollar-Geschäft mit seiner heißen Handelsware tätigen wollte. Mit Hilfe einer Kaution von einer Million Dollar, die er natürlich ohne Schwierigkeiten beschaffen konnte, und dank der Fürsprache seiner Geschäftsfreunde kam er allerdings bald wieder frei, so daß er rechtzeitig nach Bolivien zurückkehren und ebenfalls tätigen Anteil am Militärputsch nehmen konnte. Als die britische Journalistin Mary Spooner, Korrespondentin der großbürgerlichen „Financial Times" und des „Economist", nichtsahnend bei Gómez vorsprach, um Einzelheiten über den Fall Gasser zu erfahren, ließ der Oberst sie kurzerhand verhaften. Er drohte, ihr alle Knochen zu brechen, wenn sie etwas über die Kokainmafia publizierte. Erst die Garantieerklärungen der „Financial Times" und des „Economist", daß man solches Ungemach den Militärs und ihren Geschäftsfreunden nicht antun werde, brachte Mrs. Spooner wieder auf freien Fuß.
Mit dem dritten Rauschgiftkönig Boliviens, dem steinreichen Bordellbesitzer Alfredo Gutiérrez, ist der Erziehungs- und Kulturminister im Bunde – auch ein Oberst. Er hört auf den bezeichnenden Namen Ariel Coca. In dieser Partnerschaft ist der zivile Teilhaber psychologisch im Vorteil. Gutiérrez ist der Macky Messer, dem man nichts beweisen kann, während Ariel Coca im Ausland als Drogenschmuggler aktenkundig ist: Er war Anfang vergangenen Jahres beim Transit in Panama mit 100 Kilogramm Kokain in den Diplomatenkoffern erwischt worden. Doch Minister Coca hat den Verlust inzwischen verschmerzt. Sein neues Amt stattet ihn in ganz anderen Größenordnungen mit einschlägigen Verdienstmöglichkeiten aus.
Als die reaktionären bolivianischen Militärs im Juli 1980 mit dem 189. Putsch in der 155jährigen Geschichte des Landes die Macht an sich rissen, ermordeten sie Gewerkschafter, schossen sie Demonstranten zusammen, trieben sie Demokraten und Patrioten in den Untergrund und ins Exil, errichteten sie eines der schlimmsten Diktaturregimes in Lateinamerika.
Doch wie profitabel sich der blutige Putsch für die bolivianische Militärclique auch erwiesen hat – ihre Machtergreifung hat tiefere Ursachen als die Möglichkeit persönlicher Bereicherung. Nach der Militärdiktatur des Generals Hugo Banzer (1971–1978) deutete sich in Bolivien eine demokratische Entwicklung an. Daran hatten die Kommunisten des Landes großen Anteil, die die demokratische

Opposition zusammenschlossen und damit die Bildung der Demokratischen Volkseinheit (UDP) förderten. Das Kräfteverhältnis im Lande veränderte sich zugunsten dieses Linksblockes. Die unter der gemäßigten bürgerlichen Regierung Gueiler angesetzten Wahlen ließen das Schlimmste für die Reaktion befürchten, sah doch das Wahlprogramm der UPD die Bildung einer Volksregierung vor; weiterhin eine Kontrolle über die Nutzung der nationalen Reichtümer, den Kampf gegen die Korruption, die Verstärkung des staatlichen Wirtschaftssektors, die Förderung der bäuerlichen Genossenschaften. Alarm für die Industriellen, die Großagrarier, die reaktionären Militärs. Und das Programm sagte auch aus, daß sich das Land keinem Pakt anschließen und sich solchen internationalen Organisationen zuwenden werde, die gegen die Übermacht der Multis vorgehen. – Alarm für die imperialistischen Mächte, insbesondere die USA, die sich von den jüngsten Entwicklungen in Lateinamerika ohnehin gepeinigt fühlen. Die US-amerikanische, sprich CIA-Rückendeckung für den Putsch vom Juli 1980 ist offenkundig.

Die nationale Reaktion hat mit Hilfe ihrer internationalen Kumpane das Rad der Geschichte in Bolivien zeitweilig bremsen können. Das Militärregime ist aber trotz aller seiner Bajonette geschichtlich dem Untergang geweiht. Das schwergeprüfte bolivianische Volk wird eines Tages die Kraft aufbringen, seinen eigenen Weg zu gehen. Und unter dem Klüngel, der dann von der Bühne treten muß, werden auch die heutigen Kokainkönige sein.

Peter Jacobs
Fotos: Archiv



Die Republik Bolivien

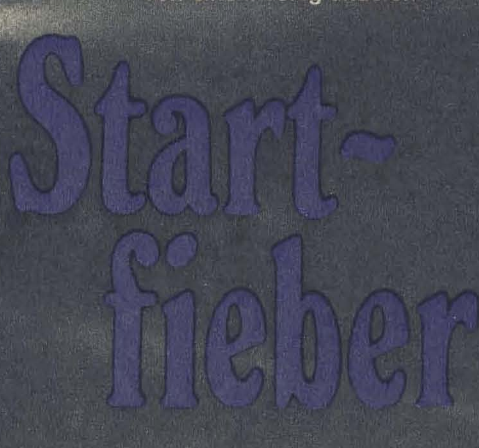
Staatsform: Entsprechend der Verfassung ist Bolivien seit 1825 eine präsidiale Republik, d. h. der Staatspräsident steht gleichzeitig der Regierung vor.

Staatssprache: Spanisch, der größte Teil der Landbevölkerung beherrscht nur die indianischen Sprachen.

Fläche: 1 098 581 km²

Bevölkerung: 6,11 Mill. Einwohner. Davon leben etwa vier Fünftel im Hochland, während das Flachland nahezu unbesiedelt ist. Die Bevölkerungsdichte betrug 1978 6 Einwohner pro km² (DDR: 155). Über die Hälfte der Einwohner sind Indianer, etwa ein Drittel Mestizen, 15 Prozent Kreolen-Nachkommen der spanischen Eroberer.

Wirtschaft: Bolivien ist ein rückständiges Agrarland mit einseitig entwickeltem Bergbau. Trotz seiner natürlichen Reichtümer (Bodenschätze, Wälder, Wasserkräfte) zählt es zu den ärmsten Ländern Lateinamerikas. Die Landwirtschaft ist nur teilweise in der Lage, das Land mit Nahrungsmitteln zu versorgen. Der Bergbau (Zinn, Blei, Antimon, Zink, Wolfram, Kupfer, Erdöl) ist der führende Wirtschaftszweig. In der Industrie überwiegt die Konsumgüterproduktion für den Binnenmarkt. Bedeutenden Einfluß auf die Entwicklung der Wirtschaft hat US-amerikanisches und brasialianisches Kapital.



Eine schlimme Nacht war das für Peter Malmann, den MG-Schützen. Erst der Weckruf des UvD hat ihn gerettet, und Peter ist froh darüber.
Was war geschehen?
Der junge Soldat hatte einen Traum gehabt: Auf einem sehr, sehr hohen Sprungturm stand er. Zehn Meter tief unter ihm glitzerten Wellen, und das Wasser war so durchsichtig, daß der Turm samt Peter immer höher zu wachsen schien. Da wurden ihm die Knie weich, seine Finger umkrampften das Geländer, Angst drückte ihm auf den Magen. Hinter ihm standen andere, gingen an ihm vorbei, sprangen in die Tiefe. Einer blickte ihn vorwurfsvoll an, ein anderer lachte ihn spöttisch aus, und der nächste – ähnelte er nicht Falk Hoffmann, dem Olympiasieger im Turmspringen? – schob Peter gar nach vorn, dicht an den Rand des Abgrunds: „Nun komm, spring endlich!" Freundlich sagte er's, gab ihm einen leichten Schubs . . .
Nein, nur das nicht! Nie! – wollte Peter schreien . . . Ein schriller Pfiff, und das Traumbild war wie weggewischt. Peter rieb sich die Augen . . .
Zwei Stunden später ist die Kompanie vor der Sturmbahn angetreten. Normüberprüfung steht an, und Peter will heute sieben Sekunden schneller sein als vor vierzehn Tagen. Er hat seinem Gruppenführer versprochen, gleich ihm die Bestnote zu schaffen. Seine Finger nesteln am Koppel, ziehen es straffer. Nervös kaut er an seinen Lippen. Angst? O nein, nur aufgeregt ist Peter. Er weiß genau, was da auf ihn zukommt, ist fiebrig erregt, gespannt . . . Bis man ihn aber zum Start befehlen wird, verstreichen noch lange Minuten. Und Peter Malmann geht so einiges durch den Kopf . . .

●

Wer bewundert wohl nicht den Mut, die Kaltblütigkeit, das große Können bekannter Leistungssportler? Sind sie nicht Helden, jene Männer beispielsweise, die auf dünnen Brettern über den Schanzentisch in eine gefährliche Tiefe fliegen oder auf einem Bob mit über „hundert Sachen" durch enge Kurven jagen? Man bewundert die Furchtlosen, die sich an hauswandsteilen Rennbahnkurven dem Radsprint stellen oder in den Boxring klettern und einem schlagstarken Gegner tapfer Paroli bieten. Wie gelangen sie zu sportlichen Höchstleistungen? Gewiß, weil sie nicht ängstlich sind, denn „wer mit Angst in den Kampf geht, der hat von vornherein verloren". So Rudi Fink, der Box-Olympiasieger 1980 vom ASK Vorwärts Frankfurt (Oder).
Sind aber Boxer, Skispringer oder andere Leistungssportler tatsächlich außergewöhnlich mutige, kaltblütige Menschen? Solche, mit denen sich der Laie nicht einmal im Traum oder eben bloß da messen kann? „Natürlich verlangt zum Beispiel das Skispringen Mut. Von einem Spezialisten dieses Sports jedoch nicht mehr als von einem völlig anderen

Diskuswerferin Petra Eggebrecht, ASK Vorwärts Potsdam

Spezialisten, wenn dieser eine große Aufgabe zu lösen hat", meint Hauptmann Hans-Georg Aschenbach, Skiflugweltmeister von 1973. Und er gesteht, ihn hätte keiner so leicht überreden können, einen Sprung ins Wasser vom Dreimeterbrett zu wagen. Ist denn so etwas möglich, möchte man da überrascht, ungläubig lächelnd fragen. Es ist nicht nur möglich, sondern logisch: Ein Angstgefühl wächst, wenn Gefahr gesehen wird. Und Gefahr lauert dort, wo das Verhältnis zwischen Zielvorstellung und persönlichem Leistungsvermögen nicht stimmt, wo Handlungsabläufe nicht beherrscht werden, weil die dazugehörigen Erfahrungen, Techniken und Fertigkeiten fehlen. Und auch manch anderes, worüber noch zu reden wäre.

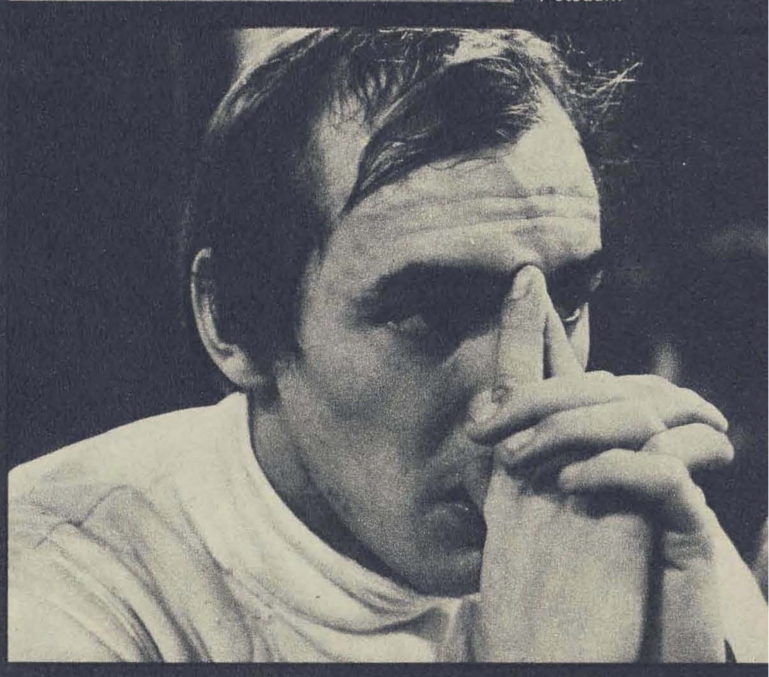
Bei einem „Fachmann" aber gibt's da keinen Widerspruch. Oder etwa doch? Wettkampfzuschauer können nämlich allerhand beobachten, bevor für die Aktiven der Startschuß fällt. Da sind Athleten zu sehen, die von keinem angesprochen werden möchten. Sie sind unzugänglich, schroff, nervös. Andere suchen sich ein ruhiges Fleckchen und vertiefen sich – anscheinend selbstvergessen – in ein Buch. Und da drüben lacht und scherzt ein Grüppchen, während ein paar Athleten geschäftig hin und her eilen, dabei mit sich selbst zu sprechen scheinen. Ob sie sich Mut machen oder gar Angst verscheuchen wollen?

Eines ist sicher: Bevor das Kommando „Achtung! Teilnehmer zum Start!" ertönt, schlägt der Puls der Sportler schneller. Sie sind – je nach Temperament – mehr oder weniger aufgeregt, gespannt. Ihr ganzes Sinnen und Trachten gilt einem lange anvisierten, mit vielen Hoffnungen bedachten großen Augenblick. Ihm fiebern die Athleten entgegen. Das „Startfieber" hat sie gepackt, eine Spannung, „die immer günstig ist, die zu jedem Wettkämpfer vor dem Start gehört", bekräftigt OMR Dr. sc. med. Wolfgang Brinkmann, Chefarzt der Sportärztlichen Hauptberatungsstelle in Berlin. „Es ist erwiesen, daß sie sich, bis auf wenige Ausnahmen, besonders leistungsfördernd auswirkt. Weil Spannung die Leistungsbereitschaft und dadurch auch die Leistungsfähigkeit der Organe steigert. Wunsch, Wille und Hoffnung mobilisieren Körper und Geist, befähigen den Aktiven zu blitzschnellen Höchstleistungen."

Jochen Danneberg, Sieger der Vier-Schanzen-Tournee 1976, bestätigt es: „Vor jedem Wettkampf entsteht immer wieder eine innere Spannung. Und ich meine, wer sie nicht hat, kann auch nicht gewinnen. Bei uns kommt es darauf an, in Sekundenbruchteilen den richtigen Absprung zu erwischen. Das aber gelingt nur,



Mittelstreckenläufer Olaf Beyer, ASK Vorwärts Potsdam



Säbelfechter Rüdiger Müller, ASK Vorwärts Potsdam

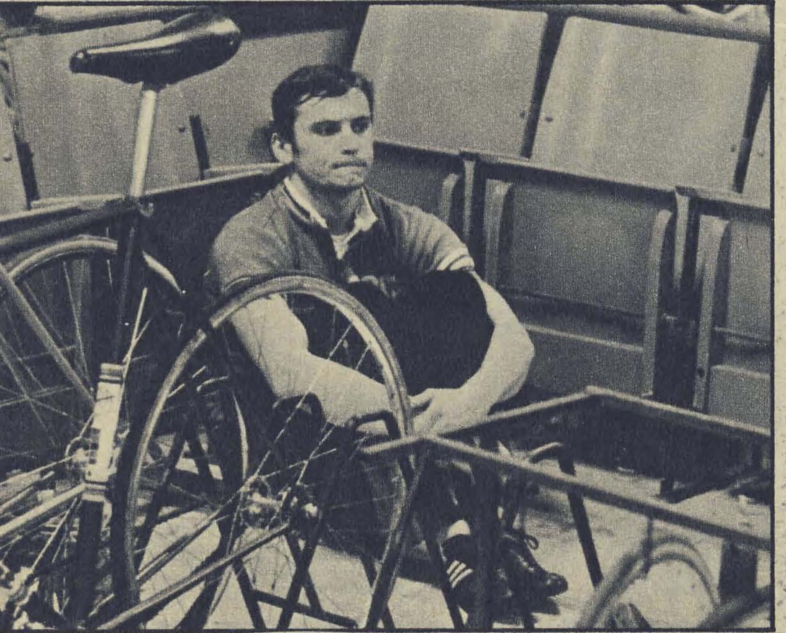
halten", das Startfieber in die richtige Bahn zu lenken. Jeder Sportler muß dazu seine eigene Methode finden. Die des Oberhofer Bob-Piloten Horst Schönau ist so: „Bereits einen Tag vor dem Start beginnt bei mir die Spannung. Ich befasse mich gedanklich mit den Konkurrenten, dem Wetter, der Bahn. Gehe alle Kurven genau durch, konzentriere mich also voll auf den Wettkampf. Wenn er dann losgeht, weiß ich, daß ich mich nach bestem Können auf ihn eingestellt habe."

Auch Lutz Heßlich, der Radsprint-Olympiasieger und Weltmeister vom SC Cottbus, bereitet sich stundenlang zuvor auf ein Rennen vor: „Da denke ich an die Stärken und Schwächen meiner Gegner, überlege mir Spurtvarianten und konzentriere mich so, ohne einen festen ‚Schlachtplan', auf das Rennen. Da aber muß ich blitzschnell reagieren können und wach sein, immer auf dem Posten. Und das gelingt mir nur, wenn ich richtig eingestimmt bin und sofort weiß, wie ich in dieser oder jener Situation zu entscheiden habe."

Zweifellos sind Stärke und Dauer des Startfiebers nicht nur von Erfahrung und Temperament der Sportler abhängig und deshalb verschieden. Auch die Sportart spielt da mit. Beispielsweise kann Falk Boden, der Frankfurter Weltmeister im Straßenmannschaftsfahren über 100 km, in seiner Disziplin und im Vergleich zu Lutz Heßlich eher einen Fehler ausbügeln. Denn wozu Falk Minuten und viele Kilometer zur Verfügung stehen, bleiben Lutz nur Zehntelsekunden und eine kurze Strecke. „Trotzdem – ich habe vor jedem großen Rennen Lampenfieber, das sich allerdings schon kurz nach dem Start legt", sagt Unterleutnant Boden. „Aber diese Erregung hilft mir, stachelt mich zu guten Leistungen an. Ich kann mir nicht denken,



Diskus-Olympiasiegerin Evelyn Jahl, ASK Vorwärts Potsdam



Radsprint-Olympiasieger Lutz Heßlich, SC Cottbus

wenn man spannungsgeladen, hellwach und vielleicht etwas aufgeregt ist. Obwohl es auch eine Art Aufgeregtsein gibt, die negativ ist; nämlich dann, wenn man nicht gut in Form ist ..."

Eingeschränktes Konzentrationsvermögen, ungenaue Bewegungen und schwache Leistungen seien die Folge, meint OMR Dr. Brinkmann. Wie beim extremen Gegenteil des Startfiebers, der sogenannten Start-Apathie. Eine gewisse Überreaktion sei nur eine ihrer Ursachen. „Die Empfindungen des Sportlers sind dann gedämpft. Er wird einfach nicht richtig warm, entwickelt keine volle Leistungsbereitschaft. Wie bei übermäßiger Spannung helfen auch hier autogenes Training und eine Korrektur der psychologischen Einstellung zum Wettkampf." Und das ist gar nicht so leicht. Je wichtiger der Wettkampf ist, um so schwerer fällt es dem Athleten, „die Nerven zu be-

daß ein Sportler, der mit ganzem Herzen beim Wettkampf ist, völlig gleichgültig bleiben kann." Die Diskuswurf-Olympiasiegerin Evelyn Jahl vom ASK Vorwärts Potsdam stimmt ihm zu: „Würde ich gleichgültig an den Start gehen, könnte ich keine Höchstleistungen erreichen. Bei mir ist es sogar so, daß ich im Training oft verhältnismäßig schlecht bin; erst durch die Motivation im Wettbewerb, mit Wettkampffieber, kann ich mein Leistungsvermögen ausschöpfen."
Gleichgültigkeit ist also untauglich, wo Höchstleistungen gefragt sind. Dort müssen Geist und Körper darauf eingestellt sein. Und so dürfe man in der Regel davon ausgehen, betont OMR Dr. Brinkmann, daß jeder, sei er Leistungssportler oder Soldat, je nach Schwierigkeit der ihm gestellten Aufgabe gespannt und aufgeregt im besten Sinne sei, wenn er sich bewußt auf eine Bestleistung einstellen könne.



„Linke Bahn – Soldat Malmann!" Peters Gedanken überschlagen sich: ‚Jetzt zeige, was du kannst, bleib' ruhig, teile deine Kräfte ein, du hast doch welche! Stehst hier nicht auf dem Zehnmeterbrett. Hier bist du Fachmann, ein guter schon, einer der besten aber willst du werden . . .
Das wichtigste – du kommst schnell aus dem Startloch, jawohl. Und dann . . . Mann, was ist denn, du zitterst ja, reiß' dich zusammen. Doch ein bissel Angst, alter Junge? Meinst wohl, du könntest es doch nicht schaffen . . . du mußt, hast's versprochen, jetzt mach' was daraus, jetzt. . .'

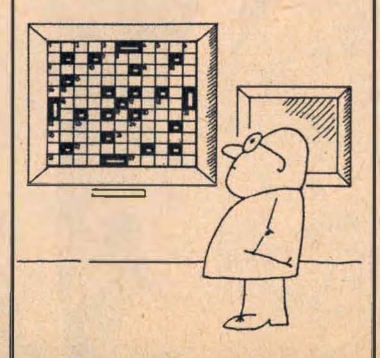
Günter Teske

Fotos: Manfred Fromm (1), Günter Bersch (1), Manfred Uhlenhut (2), Joachim Kuphal (1), Gert Kilian (1)

Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Raubtier der nordafrikanischen Wüstengebiete, 5. deutscher Bildhauer, gest. 1940, 10. Klagelied, 14. Gemüsepflanze, 15. Quellfluß des Ubangi, 16. rumänische Region, 17. Ostgermane, 18. Bildungsstätte, 19. Speisewürze, 20. weiblicher Vorname, 21. deutscher Rechenmeister, 24. Name eines Stadions in Budapest, 26. Stadt in Schweden, 27. südfranzösische Hafenstadt, 29. sowjetischer Historiker, gest. 1955, 32. ungarische Stadt, 34. Warägerfürst, 37. Nasenlaut, 39. älteste lateinische Bibelübersetzung, 41. Gestalt der germanischen Sage, 44. Erdteil, 46. Leichtathlet, 47. Fühlungnahme, 49. hohe amerikanische Filmauszeichnung, 51. Grünfläche, 53. edles Reitpferd, 57. Beifallsruf, 60. Moosfarn, 63. Bezeichnung, 65. Angehöriger eines Göttergeschlechts, 66. See in der UdSSR, 69. Auswahl, Auslese, 71. rumänische Stadt, 73. Erdformation, 76. mittelitalienische Stadt, 77. elektrisch geladenes Teilchen, 78. Bücherbrett, 79. weiblicher Vorname, 80. Salzsee östlich von Wolgograd, 81. Alkaloid, 82. sagenhafter Keltenkönig, 83. Haarfarbe, 84. Wendekommando, 85. Gestalt aus „Die Landstreicher", 86. ehemaliger erfolgreicher Langstreckenläufer der DDR, 87. Roman von Carmen Laforet, 89. eitler Mensch, 90. Gewebe, 91. Fluß im Westen der UdSSR, 92. Nennwort, 93. Lebensgemeinschaft, 94. Turnerabteilung, 97. Nebenfluß der Fulda, 99. Schreibart, 101. Spielleitung, 104. Sinnesorgan, 106. Handlung, 109. Schriftsteller, NPT, gest. 1979, 110. Raumflugkörper, 111. Gärfutter, 114. spanischer Schriftsteller des 16./17. Jh., 118. Sportart, 122. Gestalt aus „Porgy and Bess", 125. Pflanzensproß, 128. Schwermetall, 130. Anschrift, 133. Gangart des Pferdes, 134. Stadt im Bezirk Magdeburg, 135. Haltetau der Gaffel, 136. höfliches Ersuchen, 139. Fluß in Peru, 140. algerischer Journalist und Kommunist, 142. Gebührenordnung, 144. selten, 146. Nebenfluß der Warta, 148. weiblicher Vorname, 151. Rätselfreund, 153. schmale Straße, 155. geistreiches Witzwort, 156. Werkzeug, 157. Quellnymphe der römischen Sage, 158. Felstrümmer, 159. schwedischer Naturforscher des 18. Jh., 160. Wassersportler, 161. Weinschenke, 162. Oper von Verdi.

Senkrecht: 1. Gestalt, 2. Zierpflanze, 3. Sowjetbürger, 4. Schauspieler, NPT, 5. herabstürzende Schnee- oder Gesteinsmassen, 6. Stockwerk, 7. Abschluß, 8. Schweizer Mathematiker des 18. Jh., 9. Schiffseigner, 10. Rabenvogel, 11. Nebenfluß der Donau, 12. niederländischer Freiheitskämpfer im 16. Jh., 13. Tanzschüler, 22. Titel islamischer Gelehrter, 23. Singvogel, 25. Gestalt aus „Zar und Zimmermann", 26. Greifvogel, 27. Kartenspiel, 28. Brennstoffbehälter, 30. Kalifenname, 31. älteste Abteilung des Juras, 33. Segelstange, 35. Froschlurch, 36. Nebenfluß der Donau, 37. Roman von Zola, 38. Musikzeichen, 39. Ausstellung in Erfurt, 40. Papagei, 42. Feuchtigkeit, 43. Kinderzeitschrift in der DDR, 45. Schaufahrt, 48. Verwandter, 50. chemisches Element, 52. Erdformation, 54. alte spanische Münze, 55. bestellte Gartenfläche, 56. Erfrischung, 58. Gebirge in Mittelasien, 59. Holz-, Metallteilchen, 61. abgeschlossener Raum, 62. Staat im Himalaja, 63. Signaleinrichtung auf Schiffen, 64. athenischer Feldherr v. u. Z., 67. Augenzeugenbericht, 68. andauernder Niederschlag, 70. Berufung auf ein Recht, 71. Teil der Funkanlage, 72. Königstochter der griechischen Sage, 74. Grundbestandteil, 75. Wunderwerk, 76. im Altertum Angehöriger eines Volksstammes in Mittelitalien, 88. Hauptschlagader, 89. Gebärde, 95. rumänische Stadt, 96. Bezirk der DDR, 98. Rohstoff zur Bereitung von Arzneien, 100. Nebenfluß der Donau, 102. Planet, 103. Angehöriger der ehemals herrschenden Klasse in Peru, 105. Flachland, 107. Scheuermittel, 108. Verkaufsstelle auf dem Markt, 111. Mineral, 112. Farbton, 113. filmisch-witziger Spaß, 115. weißhändiger Langarmaffe, 116. griechische Göttin, 117. Untiefe, 119. Bergkammlinie, 120. Windschatten, 121. Strom in Westafrika, 122. chemisches Element, 123. erfolgreicher österreichischer Alpiner Rennläufer, 124. englischer Titel, 126. erfolgreicher norwegischer Skilangläufer, 127. eine der Gezeiten, 129. japanische Münze, 131. landwirtschaftliches Gerät, 132. Leine, 137. gezogener Wechsel, 138. Einsiedler, 140. baumartige Zimmerpflanze, 141. hervortretender Mauerstreifen, 142. Genußmittel, 143. chemisches Element, 145. Kampfbahn, 147. Stadt im Bezirk Magdeburg, 149. spanische Industriestadt, 150. sowjetarmenischer Schriftsteller, 151. Pflanzenkrankheit, 152. Nebenfluß der Elbe, 154. nordungarische Stadt.



Preisfrage

Die Buchstaben in den Feldern 53, 68, 162, 143, 44, 92, 98, 67, 49, 17 – 138, 63, 60, 74, 64, 110, 141 und 70 ergeben in dieser Reihenfolge ein weltberühmtes sowjetisches Armee-Künstlerkollektiv. Wie heißt es? Postkarte genügt – Einsendeschluß: 3. 7. 1981. Wir belohnen Ihre Mühe mit 25, 15 und 10 Mark (Losentscheid). Auflösung im Heft 7/81.

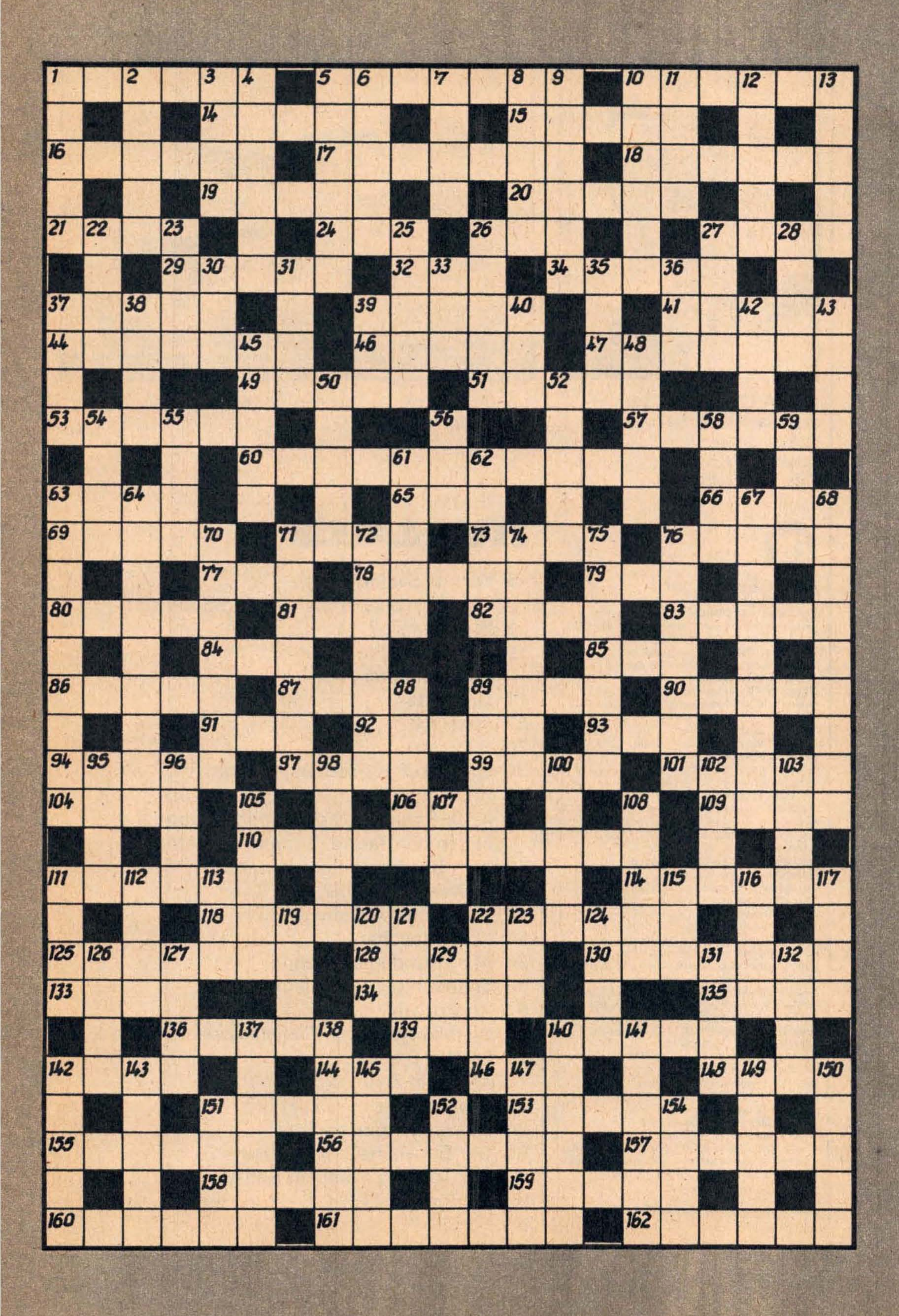
Preisfrage: *Die richtige Antwort lautet: Bestenabzeichen. Die Preise wurden den Gewinnern durch die Post zugestellt.*

Auflösung aus Nr. 5/81

Waagerecht: *1. Stossen, 5. Eliza, 9. Warrant, 13. Oste, 14. Idee, 15. Riester, 17. Aguti, 18. Lederer, 20. Elam, 22. Espe, 23. Nass, 26. Ire, 27. Erg, 28. Este, 30. Antilope, 31. Andersen, 32. Neujahr, 35. Kelle, 38. Bern, 39. Auto, 41. Leine, 44. Lee, 46. Egeln, 48. Poe, 50. Element, 51. Ariadne, 52. Akt, 53. Irene, 56. Lab, 57. Abel, 60. Sterine, 61. Rehe, 63. Anis, 66. Lena, 67. Applikation, 71. Nandu, 73. Anapa, 74. Thermoelement, 75. Halma, 77. Elemi, 79. Neuropathie, 82. Korb, 84. Tann, 86. Saba, 88. Cremona, 93. Rand, 95. bit, 97. Aroma, 98. Ale, 100. Etalage, 101. Normale, 102. Kai, 103. Obers, 106. Nei, 107. Niere, 110. Gina, 112. Hera, 114. Kieme, 118. Barbara, 120. Bosporus, 122. Schiller, 125. Elis, 126. Eva, 127. Ase, 128. Oase, 129. Aken, 131. Name, 134. Rattler, 135. Robbe, 137. Rabatte, 138. Dual, 139. Ehre, 140. Garnele, 141. Beere, 142. Stearin.*
Senkrecht: *1. Serena, 2. Oberst, 3. Sète, 4. Nora, 5. Eta, 6. Legierung, 7. Zitteraal, 8. Adi, 9. Wels, 10. Rede, 11. Abriss, 12. Turnen, 16. Elton, 19. Epode, 21. Miene, 22. Egart, 24. Anke, 25. Sial, 28. Erbe, 29. Tein, 33. Eremit, 34. Hunnen, 35. Kreta, 36. Liesen, 37. Elea, 38. Bett, 40. Opal, 41. Leib, 42. Indien, 43. Eleve, 45. Enke, 47. Eger, 49. Oran, 54. Reni, 55. Nina, 58. Balalaika, 59. Lied, 61. Renn, 62. Hauptmann, 64. Spiegel, 65. Polemik, 68. Lamar, 69. Krepp, 70. Trent, 72. Uta, 73. Ate, 76. Mara, 78. Lear, 80. Oper, 81. Atom, 83. Oblate, 85. Najade, 86. Stein, 87. Riga, 89. Ramona, 90. Mole, 91. Nasser, 92. Aloe, 94. Diele, 95. Bake, 96. Teig, 98. Anna, 99. Erik, 104. Barkarole, 105. Rhabarber, 108. Idol, 109. Raps, 111. Ibsen, 113. Rasen, 115. Illo, 116. Maes, 117. Krake, 119. Thema, 120. Betrag, 121. Sinter, 123. Lauter, 124. Regeln, 129. Alge, 130. Erde, 132. Ares, 133. Ebbe, 135. Rab, 136. Ehe.*

Die Gewinner *unserer Preisfrage aus Heft 1/81 waren: Soldat Erwin Barthel, 3581 Nettgau, 25,– M; Luise Behnke, 2224 Kölpinsee, 15,– M; Uffz. M. Pusch, 1801 Damsdorf, 10,– M. Herzlichen Glückwunsch!*

Autor: Peter Klein
Vignette: Joachim Hermann





UNSER TITEL: Unser strahlendes Paar finden Sie wieder in unserer Bildgeschichte auf den Seiten 12–15.
Foto: Manfred Uhlenhut



UNSER POSTER: Ein Paar MiG-23 beim Start
Foto: MBD/Bersch



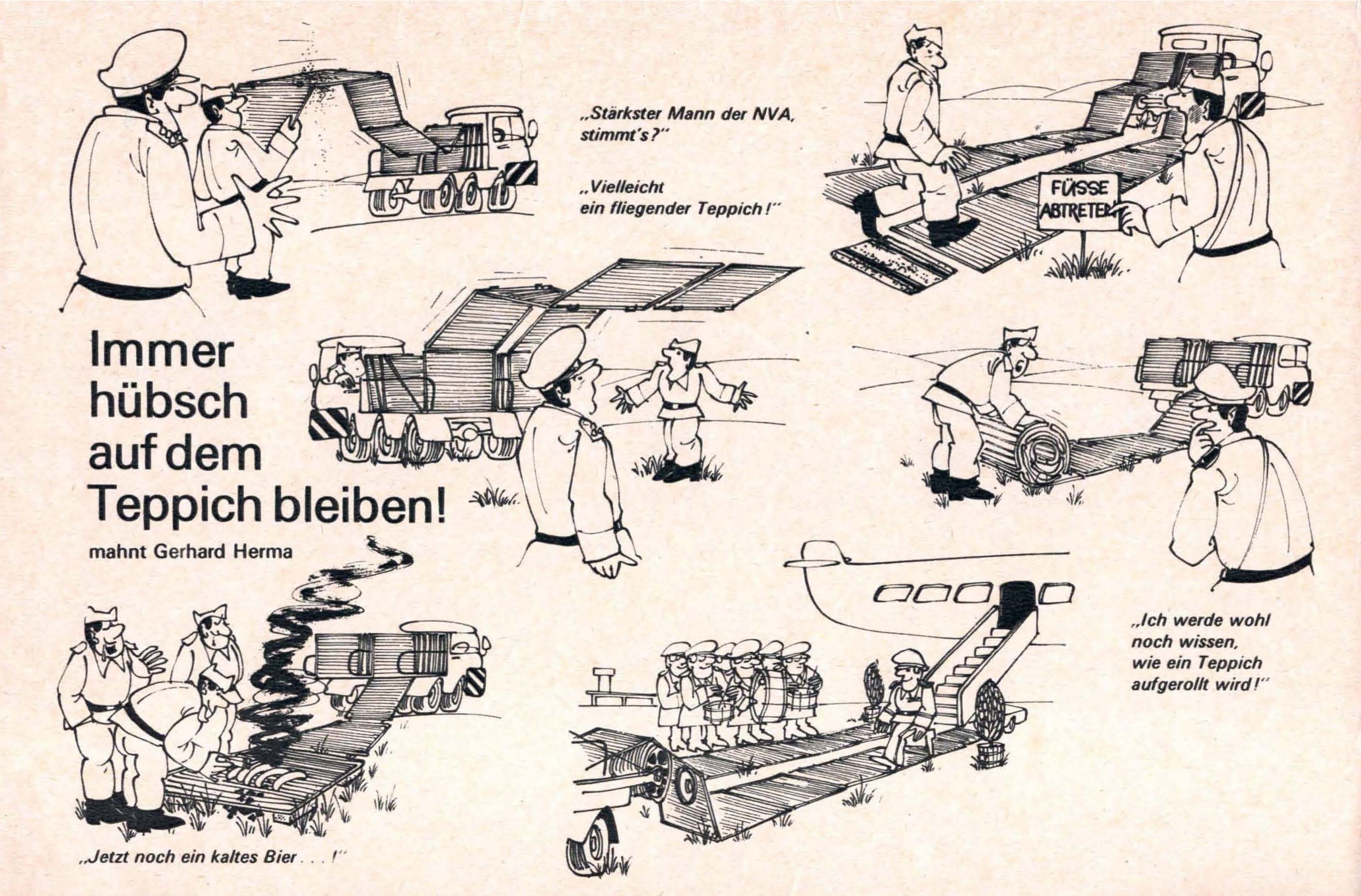
Militärverlag der DDR (VEB) – Berlin.
Redaktion „Armee-Rundschau".
Chefredakteur: Oberst Karl Heinz Freitag.
Anschrift: 1055 Berlin, Storkower Straße 158.
Postfach 46130, Telefon 4300618.
Lizenz-Nr. 234 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR.
Auslandskorrespondenten:
Oberst W. G. Radtschenko und
Oberst E. A. Udowitschenko – Moskau;
Major Tadeusz Oziemkowski – Warschau;
Oberst Z. Zakow – Sofia;
Oberstleutnant J. Červeny – Prag;
Major G. Udovecz – Budapest;
Oberst I. Capet – Bukarest.
Preis je Heft sowie Abonnementpreis: 1,– Mark. Erscheinungsweise und Inkassozeitraum: monatlich. Artikel-Nr. (EDV): 52315.
Auslandspreise sind den Zeitschriftenkatalogen des Außenhandelsbetriebes BUCHEXPORT zu entnehmen.
Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion.
Bezugsmöglichkeiten in der DDR über die Deutsche Post und den NVA-Buch- und Zeitschriftenvertrieb (VEB) – Berlin, 1040 Berlin, Linienstraße 139/140, in den sozialistischen Ländern über die Postzeitungsvertriebs-Ämter und in allen übrigen Ländern über den internationalen Buch- und Zeitschriftenhandel. Bei Bezugsschwierigkeiten im nichtsozialistischen Ausland wenden sich Interessenten bitte an die Firma BUCHEXPORT, Volkseigener Außenhandelsbetrieb, DDR-7010 Leipzig, Leninstraße 16, Postfach 160.
Alleinige Anzeigenannahme DEWAG-WERBUNG Berlin, 1054 Berlin, Wilhelm-Pieck-Straße 49, Fernruf 2262715 und alle DEWAG-Betriebe und Zweigstellen der Bezirke der DDR.
Zur Zeit gültige Anzeigenpreisliste Nr. 6.
Gesamtherstellung: INTERDRUCK, Graphischer Großbetrieb Leipzig – III/18/97.
Gestaltung: Horst Scheffler/Joachim Hermann.
Printed in GDR.

Redaktionsschluß dieses Heftes: 30.3.1981

INHALT

Immer hübsch auf dem Teppich bleiben!

mahnt Gerhard Herma





31036
ISSN 0004-2277
Foto: Günter Linke